



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Durch einen Spiegel in einem dunklen Bild
Das Smartphone als Medium einer technisierten Weltnahme

verfasst von | submitted by
Henri Ben Leonard BSc

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Science (MSc)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 840

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Psychologie

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Slunecko

Abstract

Die vorliegende Arbeit untersucht, wie die Nutzung von Smartphones die Konstitution des Selbst- und Weltbezugs von Medienhandelnden prägt. Dabei wird der Gegenstand unter medientheoretischer und phänomenologischer Perspektive betrachtet. Anhand des Gruppendiskussionsverfahren und der dokumentarischen Methode nach Bohnsack werden handlungspraktische Orientierungen rekonstruiert, die kollektive Erfahrungen im Medienhandeln von Smartphone-Nutzenden strukturieren. Es wurden drei Diskussionen durchgeführt, aus denen einzelne Passagen transkribiert und ausgewertet wurden. Dabei wurde insbesondere nach Bruchstellen der Erfahrung mit dem Smartphone gesucht, in denen die Praxis den Medienhandelnden reflexiv zugänglich wird. In den Ergebnissen zeigt sich, dass Phasen distanzierter Reflexion von Zuständen inhaltlicher Zerstreuung abgelöst werden. Es finden sich Hinweise auf eine Generationstypik. Während sich junge Erwachsene in einem Verhältnis der Angewiesenheit zum Smartphone befinden, das die zu entwöhnende elterliche Fürsorge substituiert, gestaltet sich das Verhältnis älterer Erwachsener von der Abhängigkeit bedroht. Dies impliziert, dass in beiden Relationen die Konstruktion eines starken und autonom agierenden Subjekts herausgefordert ist. So adressiert das Smartphone die Nutzer*innen einerseits als souveränes Subjekt, andererseits fixiert es im Vollzug seines alltäglichen Gebrauchs maßgeblich, wie Welt begegnet, verstanden und handelnd angeeignet wird.

Danksagung

Ich danke Prof. Dr. Mag. Thomas Slunecko für eine andere Psychologie und die Versöhnung mit dem eigenen Fach. Ich bedanke mich bei Michael Sutter für seine inspirierende Arbeit, von der die meine ihren Ausgang nahm. Ich bedanke mich bei Timo Munz, der mich zu den Sachen selbst führte. Ich bedanke mich bei den Teilnehmer*innen der Gruppendiskussionen, die mir ein Fenster zu ihrer Erfahrung öffneten. Ich bedanke mich für die Gewissenhaftigkeit von Julia Weiß und Jule Reuß, deren präziser Blick erfasste, was mir verborgen blieb. Ich bedanke mich bei Hannah Plachel, deren Ideen diese Arbeit reicher und den Weg schöner machten. Ich bedanke mich bei Lilo Bühler, durch die es mir nie an Büchern mangelte und die mir Refugium bot, wo mich die Zerstreuung einzuholen drohte. Mein besonderer Dank gilt meinen Eltern, Jens und Rita Leonard, ohne deren Unterstützung der Weg hierher vielleicht möglich, aber so viel beschwerlicher gewesen wäre. Ich danke meinem Vater für die aufmerksame Lektüre meiner Texte und die interessierte Auseinandersetzung mit meinem Denken. Ich danke meiner Mutter für ihr unerschütterliches Vertrauen in meine Fähigkeiten, ohne dass sie nur eine Seite lesen müsste.

Inhalt

Vorwort.....	1
Einleitung	2
Hinführung zum Phänomen und Reflexion der gegenstandsbezogenen Literatur	4
Welt, Mensch und Zeug	4
Welt	4
Das zuhandene Zeug	5
Im Modus der Defizienz	7
Die Unausweichlichkeit der Medien.....	8
The medium is the message	9
Smartphone als “heißes” Medium: Immersion, Hypnose, Zerstreuung	11
Das Phänomen der Zerstreuung	13
Wo wir sind, wenn wir online sind	13
Horror vacui.....	15
Smartphone Nutzende als Objekt-Andere.....	15
Das Smartphone als Medium der Verbundenheit	16
Begegnung im Virtuellen	17
Das Smartphone als Extension des Leibes	20
Spuren einer sich verändernden Weltnahme	22
Methode	24
Gruppendiskussionsverfahren als Erhebungsmethode	24
Implikation des Verfahrens.....	25
Feldzugang	26
Durchführung der Gruppendiskussion	27
Eingangsfrage und Setting	28
Transkription.....	30
Dokumentarische Methode als Auswertungsmethode.....	32
Thematischer Verlauf	32
Formulierende und reflektierende Interpretation	33
Analyse	37
Gruppe 1	37
Einleitung	37
G1.1 Eingangspassage.....	39
G1.2 Handlungspraxis der Älteren	45
Gruppe 2	56
Einleitung	56

G2.1 Bis einem die Augen zufallen	57
G2.2 Karten	73
G2.3 Generell Panik.....	79
Gruppe 3	83
Einleitung	83
G3.1 Schreiben.....	84
G3.2 Wie eine Droge.....	96
Komparative Analyse und Diskussion	104
Kritik	113
Ausblick	114
Referenzen.....	116
Anhang.....	120
Talk in Qualitative Social Research (TiQ) Transkriptionssystem: Zeichenerläuterung (entnommen aus Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S.219-220)	120

Vorwort

Unwillkürlich fahren die Finger in die rechte Hosentasche, in der Erwartung auf den Widerstand des flachen Quaders mit den abgerundeten Ecken zu stoßen. Bestens sind sie vertraut mit Form, Gewicht und Beschaffenheit der Oberfläche des Gegenstandes: der Gummihülle, die das Alugehäuße einfasst, den Rissen, die das Glas des Bildschirms durchziehen und sich in unzähligen Berührungen ins Gedächtnis eingeschrieben haben. Gleich werden sie das Gerät umschließen, es aus der Tasche ziehen und die Spitze meines Daumens wird die runde Vertiefung der Glasoberfläche berühren. Das Gerät wird meinen Fingerabdruck „lesen“ und gleich einem verständigen Erkennen seines Besitzers, den Bildschirm aufleuchten lassen. Aus dem Automatismus der Gewohnheit gelöst, werde ich mich selbst nach dem Zweck meines Handelns fragen und ihn opportun in dem Blick auf die Uhr oder in der Beantwortung einer Nachricht finden oder aber ich werde mich gleich wieder an das absichtslose Durchforsten der neusten Social-Media Beiträge verlieren. Doch es kommt anders.

Im Innenraum der Hosentasche stoße ich auf eine ungewohnte Leere, die mich irritiert. Ich wühle tiefer, bis meine Finger schließlich den Taschenboden erreichen. Was eben noch in einem Zustand zerstreuter Beiläufigkeit geschah, fordert nun meinen wachen Geist. Erstaunlich sensibel nehme ich mit einem Mal den Widerstand der Gegenstände in meinen Hosentaschen wahr, die der Stoff an meine Beine schmiegt. Nervös fahre ich zu meiner Linken in die andere Hosentasche, erfühle den Schlüsselbund, den Geldbeutel aber darüber hinaus bleibt das Tasten meiner Finger erfolglos. Systematisch arbeite ich nun auch die Gesäßtaschen durch. Dem Gespräch, in das ich eben noch verwickelt war, folge ich nur noch dem Schein nach, um den Eindruck der Gelassenheit zu wahren. Längst ist meine Aufmerksamkeit gänzlich abgezogen und in die Rekonstruktion der letzten bewussten Interaktion mit dem Smartphone investiert. Schmerzhaft zieht sich mir die Magengegend zusammen, als mir aufgeht, dass ich es in der Bar zurückgelassen haben muss.

Die Leichtigkeit des Abends scheint mit einem Mal verflogen. Über dem heiteren Plaudern meiner Gesellschaft kann ich mich selbst nicht denken hören und der Wein trübt mein Erinnerungsvermögen. Ich fühle mich seltsam orientierungslos. In wenigen Worten verabschiede ich mich von der mir nun lästigen Begleitung, bedacht darauf keinen allzu beunruhigten Eindruck zu machen. Ich eile zurück in die Richtung der letzten Bar in der Hoffnung, dort mein Smartphone aufzufinden. Die Lichter um mich wirken greller, die Nacht dunkler. Ich frage mich, welchen Bus ich nehmen müsste, um nach Hause zu gelangen. Die heimische Wohnung wirkt plötzlich schrecklich weit entfernt. Mir fällt ein, dass mein Ticket

für den Nahverkehr auf meinem Smartphone ist. Gerne würde ich die Freundin zuhause wissen lassen, dass ich später komme und ihr von meinem Missgeschick erzählen. Ich fühle mich abgeschnitten, geradezu mundtot.

Ohne Anhalt wandern meine suchenden Blicke über Hausfassaden, Straßenecken und Leuchtreklamen, an denen ich vorhin noch achtlos vorüberging. Da ich die Bar nicht finde, ertappe ich mich dabei, wie ich intuitiv erneut ins Leere meiner Hosentasche greife, um mich durch das Smartphone durch die Gassen navigieren zu lassen. Ich meide eine Gruppe an Menschen vor einem Nachtclub, deren Unbekümmertheit ich noch vor kurzem teilte und an deren Ausgelassenheit ich mich nun störe. Im Vorübergehen suchen meine Hände die Wärme meiner Jackentaschen. Abrupt bleibe ich stehen. Ich ziehe einen flachen, schwarzen Gegenstand aus der Jackentasche hervor. Intuitiv findet mein Daumen die konkave Wölbung des in die spiegelnde Oberfläche eingelassenen Knopfes und übt einen leichten Druck aus. Sogleich leuchtet der Bildschirm auf und ein mir bestens vertrautes Hintergrundbild erscheint. Augenblicklich löst sich die Verkrampfung in meinem Magen.

Nach einigen Sekunden erlischt der Bildschirm wieder. Um das Ding in meiner Hand scheint die Welt wieder in ihre Fugen zurückzukehren. Die Unruhe, die von mir Besitz ergriffen hatte, fällt ebenso plötzlich von mir ab, wie sie gekommen war. Doch ihre letzten Nachwehen weichen einem Befremden. Nicht vor der Unruhe, sondern der wiedergewonnenen Vertrautheit mit der Welt, die offenbar an jenem schwarzen Spiegel in meiner Hand zu hängen scheint, aus dem mich dunkel meine verwunderten Augen anschauen.

Einleitung

Das eigene Forschungsinteresse entzündete sich an der Irritation, deren Ausgangspunkt ich in der vorangestellten Darstellung zu rekonstruieren versuchte. Damit folge ich einem kulturpsychologischen Motiv, sich auf „Beobachtungen der eigenen Spur“ einzulassen, wie dies an der psychologischen Fakultät in Wien von Prof. Dr. Thomas Slunecko kultiviert wird. Als Alternative zu einer vorwiegend quantitativ, experimentell ausgerichteten Psychologie bedient sich die Kulturpsychologie der qualitativen Methoden und ist als eine verstehende Wissenschaft aufzufassen, in der Forschende nicht der Prämisse einer abstinenter Objektivität verschrieben sind, die von sich selbst zu schweigen hat, sondern dazu angehalten sind, die eigene Genese und deren Verflechtungen mit dem zu erforschenden Phänomen mitzudenken (Slunecko, 2017). Es gilt die eigene kulturelle Verortung im Wissenschaftsbetrieb nicht als unbequeme Störvariable abzutun, die es erschwert, universale Gesetzmäßigkeiten aufzustellen, sondern ihren konstitutiven Anteil am Phänomen und an

unserem Fragen nach den Phänomenen überhaupt anzuerkennen. Zumal die kulturelle Einbettung erst die Bedingung stellt, in der die Frage nach einem bestimmten Phänomen relevant wird (Slunecko, 2008).

Als technisches Kriterium des Smartphones gilt die Funktion, damit mobil auf das Internet zuzugreifen. Entsprechende Geräte erschienen bereits in den 90er Jahren auf dem Markt, als Geburtsstunde des Smartphones wird jedoch oft erst die Einführung des „iPhones“ der Firma Apple im Jahr 2007 angesetzt, was wohl auf die Kombination von Touchscreen-Benutzeroberfläche, Mobiltelefonie und mobilem Internetzugang sowie auf ein erfolgreiches Marketing zurückzuführen ist (Kaerlein, 2018; Apple, 2007).

Heute über das Smartphone zu schreiben und vorzugeben, man nähere sich dem Gegenstand und seiner Praxis wie die Ethnologie einem fremden Kulturkreis, wäre ein unlauteres und kaum glaubwürdiges Vorgehen, zumal das Smartphone für viele essenzieller Bestandteil des Alltags geworden ist – ich selbst bilde keine Ausnahme. Ich werde am Morgen von meinem Smartphone geweckt und meine erste Interaktion gilt dem Gerät. Es ist zu meinem ständigen Begleiter geworden und in meinen vielfältigen Anliegen wende ich mich in größter Selbstverständlichkeit daran. Mein Umgang mit dem Smartphone scheint so tief verwurzelt in meinem Alltag, dass es schwer fällt mich an ein Auskommen ohne es zurückzuerinnern, obschon ich eine ganze Kindheit und halbe Jugend durchlebt habe, die vom Smartphone unberührt geblieben ist. Jetzt verlasse ich das Haus nur versehentlich ohne Smartphone, es ist ein dauerhafter Bewohner meiner Hosentasche, d.h. sofern ich es nicht gerade in der Hand halte. Im Smartphone ist uns der einstmals stationäre „Computer [...] auf den Leib gerückt“ (Kaerlein, 2018, S. 17). Man kommt nicht umhin, gelegentlich in eine Verwunderung über die Dimension der Ausbreitung dieses Stücks‘ Technik zu verfallen und darüber, wie eng es sich in kürzester Zeit mit unserem Leben verwoben hat. Es ist uns geradezu unverzichtbar geworden. Zumindest können wir nicht verzichten, ohne zugleich einen gewissen Komfort zu opfern, der sich längst als Standard etabliert hat. In unserem habitualisierten Gebrauch operieren wir mit dem Smartphone in unserer alltäglichen Lebenswelt, wir treten in Kontakt, dokumentieren, teilen uns mit, drücken uns aus, lassen uns unterhalten, orientieren uns. In anderen Worten verfügen und informieren wir uns durch das Smartphone über die Welt. Gegenstand dieser Arbeit soll es daher sein, nach der Konstitution der durch das Smartphone vermittelten Beziehung zwischen dem Menschen und seiner Welt zu fragen. Das Interesse ist sowohl medientheoretisch als auch phänomenologisch aufgeladen

und der Begriff „Welt“, wie er in der hier verwendeten Konnotation auftaucht, einem phänomenologischen Verständnis entlehnt, das noch genauer erläutert werden soll.

Die Arbeit schließt in gewisser Hinsicht an das Masterprojekt „Die Leichtigkeit des Steins - Eine Rekonstruktion kollektiven Handelns mit Smartphones und Tastenhandys“ von Michael Sutter an, in der Sutter festhielt, dass „die Schwierigkeit mit dem Phänomen Smartphone [...] in dem Umstand begründet [liegt], dass es sich entzieht, sobald versucht wird, es in einer einzelnen Erklärung zu fassen“ (Sutter, 2023, S. 7). Dieser Feststellung zustimmend, erscheint es mir fruchtbar, an Sutters Untersuchung anzuknüpfen und unter eigenem Fokus das „Phänomen Smartphone“ weiterführend zu beleuchten.

Im Folgenden sollen medientheoretische und phänomenologische Perspektiven auf den Gegenstand des Smartphones vorgestellt und entwickelt werden.

Hinführung zum Phänomen und Reflexion der gegenstandsbezogenen Literatur

Welt, Mensch und Zeug

Welt

In „Sein und Zeit“ analysiert Martin Heidegger das „Dasein“ und bestimmt dessen Verfassung als das „In-der-Welt-Sein“ (2006, S. 53). Als „Dasein“ bezeichnet er Seiendes, das sich zu sich selbst verhält und meint damit die menschliche Existenz in ihrem reflexiven Verhältnis zum Sein. Das „Dasein“ ist nie „Dasein“ anderer, sondern allein aus der Ich-Perspektive erschlossen. Obschon „In-der-Welt-sein“ als einheitliches Phänomen betrachtet werden soll, zergliedert es Heidegger in seiner Analyse in drei Strukturmomente, dem „In-Sein“, dem „Seienden“ und der „Welt“. Heideggers Begriff von Welt bezeichnet nicht das jeweilige Außen oder Außerhalb eines Subjekts, als dessen natürliche Opposition, die dem Subjekt als Gegenstand dient. Welt ist vielmehr selbst bereits konstitutives Element des „Daseins“, da wir uns immer schon „in“ einer Welt vorfinden und ein weltloses „Dasein“ nicht vorstellbar ist. Darüber hinaus ist jenes „In-Sein“ nicht als räumliches Ortsverhältnis zu verstehen, in dem Sinne, dass wir uns in der Welt vorfinden wie der Hörsaal im Universitätsgebäude, sondern dass wir dem Seienden, das uns in der Welt begegnet anhaften, in der Weise, dass wir mit etwas vertraut sind, mit etwas zu tun haben, es bestellen oder pflegen, es befragen oder betrachten, um nur einige Beispiele zu nennen (Heidegger, 2006, S.56, Luckner, 1997, S.35). Wir treten also unweigerlich in ein Verhältnis zur Welt, in dem wir gar nicht anders können als uns an dem in der Welt Begegnenden zu *zerstreuen*, uns darin zu verwickeln und zu engagieren. Heidegger nennt dies, die „Seinsart des Besorgens“ und

schreibt: „Weil zu Dasein wesentlich das In-der-Welt-Sein gehört, ist sein Sein zur Welt wesentlich Besorgen“ (2006, S. 57). Dahingehend spricht Merleau-Ponty in der „Phänomenologie der Wahrnehmung“ auch vom „Zur-Welt-sein“ (1974). „Dasein“ meint in der Welt eben kein bloßes situiert sein, sondern steht ihr immer schon offen und nimmt zur Welt zwangsläufig Bezug. So schreibt Heidegger: „Dasein ist nie ‚zunächst‘ ein gleichsam in-sein-freies Seiendes, das zuweilen die Laune hat, eine ‚Beziehung‘ zur Welt aufzunehmen“ (2006, S.57). Die Beziehung zur Welt hat vielmehr konstitutiven Anteil an der Verfassung des menschlichen Seins überhaupt und kann somit nie als Folge eines willkürlichen Akts des Subjektes gesehen werden. Vielmehr finden Subjekt und Objekt in Heideggers Begrifflichkeiten Dasein und Welt keine Entsprechung. Seine Konzeption von Dasein beschreibt keine immanente Sphäre, die in einem transzendenten Ausgreifen ihren Gegenstand im *Draußen* der Welt erfasst, nur um sich mit ihm in einen dann wieder hermetischen Innenraum des Subjekts zurückzuziehen. Das Denken ist immer schon außer sich, d.h. wir sind immer schon bei dem, was man Weltphänomen nennen könnte (Heidegger, 2006). Zugleich ist dieser Bezug zumeist kein erkennender, denn „Erkennen als betrachtendes Bestimmen von Vorhandenem [...] bedarf [...] einer Defizienz des besorgenden Zu-tun-habens mit der Welt“ (Heidegger, 2006, S. 61). Unser natürlicher Bezug zu dem in unserer Umwelt, d.h. unserer konkreten Lebenswelt, begegnendem Seienden ist der „Umgang“. Wir wundern uns nicht, wenn wir vor einer geschlossenen Tür stehen über die materielle Beschaffenheit der Türklinke, oder reflektieren deren Mechanismus, ihr Zweck ist uns im vertrauten Umgang längst erschlossen. Die Klinke selbst ist uns im gebrauchenden Vollzug des Türöffnens zumeist kaum gewahr, weil sie intentional übersprungen, hinter der Antizipation zurücktritt, was hinter der Tür wartet, d.h. hinter dem Grund, der uns überhaupt veranlasst, von der Türklinke Gebrauch zu machen (Heidegger, 2006).

Das zuhandene Zeug

Im „besorgenden Umgang“ bleibt also das Ding selbst athematisch und verweist lediglich auf seinen adäquaten Gebrauch und den Zweck, dem es dient. Heidegger nennt dieses im besorgenden Umgang begegnende Seiende „das Zeug“ und die Weise, in der es sich mir in seiner Zweckhaftigkeit zum Gebrauch anbietet, die „Zuhandenheit“. Je vertrauter sich mein gebrauchender Umgang mit dem Zeug gestaltet, desto handlicher und verfügbarer erscheint es mir und desto ausschließlicher werde ich mich ihm unter dem Aspekt seiner Zuhandenheit widmen. „Der Umgang mit Zeug unterstellt sich der Verweisungsmannigfaltigkeit des ‚Um-zu-‘“ (Heidegger, 2006, S.69). Das „Um-zu“ verweist auf den Zweck, so etwa das Werk, auf dessen Herstellung mein gebrauchender Umgang mit

dem Zeug abzielt. Mein Gebrauch fügt sich eben jener Weise des Umgangs, in der das Zeug am ehesten dem Zweck dient, auf den es in seinem „Um-zu“ verweist und der deshalb allgemein als adäquat betrachtet werden muss. So gibt es wohl keinen angemesseneren Umgang mit dem Hammer als das Hämmern (Heidegger, 2006, S.69).

Wir fassen zusammen: Das „Zuhandene“ zieht sich im versierten Gebrauch hinter seiner Funktion zurück, sodass es uns zu etwas anderem als dem Zwecke seiner üblichen Verwendung gar nicht mehr anschaulich ist. Während das „Zuhandene“ im Gebrauch phänomenologisch transparent wird, gewinnt das beabsichtigte Werk an Salienz (Wheeler, 2018). So ist der in seinen tätigen Gebrauch versunkene Handwerker nicht bei dem Hammer, den er in der Hand führt, sondern bei dem Werk, das er mit seinem Werkzeug herzustellen beabsichtigt. Es erscheint notwendig, dass das Werkzeug durchsichtig wird, um den Blick freizugeben auf das intendierte Werk. Der Handwerker würde Gefahr laufen den Nagel zu verfehlen, wenn er sich an dem Hammer aufhält, anstatt, sich dessen reiner Funktionalität anheimgebend, ihn auf den Nagel niederfahren zu lassen, den er ins Holz zu treiben gedenkt und sich ferner schon bei der Verstrebung des Gebälks befindet oder schlussendlich bei dem Haus, das er zu bauen beabsichtigt (Heidegger, 2006).

Doch inwiefern hilft uns der Exkurs in die eigentümliche heideggersche‘ Terminologie weiter? Heideggers Begriff von „Zeug“ fasst nicht nur den provinziell anmutenden Hammer oder die Türklinke, sondern alles, das wesentlich auf anderes verweist, das uns dienstbar, handlich und verfügbar ist und in dessen vertrautem Gebrauch wir so selbstverständlich aufgehen, dass es sich uns im alltäglichen Bezug als distinktes Phänomen reflexiv gänzlich zu entziehen droht. Das Smartphone ist uns in seiner Handlichkeit wortwörtlich auf den Leib geschneidert. Ein ausreichender Ladezustand vorausgesetzt, ist das Smartphone seinen Besitzer*innen ständig verfügbar. Ständig scheinen wir damit befasst durch das Mittel unseres Smartphones googelnd, textend, scrollend uns *in der Welt* zu engagieren. Um dies zu untermauern, könnte ich nun Studien heranziehen, die belegen, dass sich amerikanische Studierende so-und-so oft ihrem Smartphone zuwenden, oder achtzehn bis zwanzig-jährige im Schnitt so-und-so viel Stunden am Tag auf ihren Bildschirm starren. Doch was besagt das? In diesem Befund ist die Phänomenalität aufgegeben und ich folge dem Reflex meiner wissenschaftlichen Sozialisierung in eine quantifizierende Objektivierung. Die Verwandtschaft zwischen Heideggers Hammer und dem Smartphone bleibt darin dunkel. Aber wir wollen für den Moment das phänomenologische Fahrwasser noch nicht verlassen.

Im Modus der Defizienz

Wenn wir in unserem alltäglichen Bezug der „Zuhandenheit“ aufgehen, in der das Zeug als solches hinter seiner Funktionalität zurücktritt, wie vermögen wir es dann thematisch zu machen. Wie vermögen wir das Medium, das zu Gunsten seiner zu übermittelnden Botschaft verschwindet plastisch zu machen und selbst zu reflektieren. Heidegger benennt drei Modi, in der uns Zeug, plötzlich aus dem Bezug der „Zuhandenheit“ gelöst, nicht nur in seinen Verweisungszusammenhängen, sondern auch in einem bloßen Vorhandensein aufleuchtet: die „Auffälligkeit“, die „Aufdringlichkeit“ und die „Aufsässigkeit“. In der „Auffälligkeit“ stoßen wir auf Unverwendbares, d.h. da ist etwa das Werkzeug beschädigt, das Eisen des Hammers hat sich vom Schaft gelöst. In der „Aufdringlichkeit“ ist das Zeug nicht auffindbar, es fehlt – ist nicht mehr *zur Hand*. So wollen wir etwa den Nagel in die Wand schlagen und stellen fest, dass der Hammer nicht an seinem Platz im Werkzeugkasten ist. In der „Aufsässigkeit“ sind wir durch etwas in unserem „Besorgen“ behindert, es hält uns beispielsweise von der Erfüllung einer Aufgabe ab. Dabei wird der spezifische Verweisungscharakter eines „Zuhandenen“ erfahrbar. So wird der Vorschlaghammer „aufsässig“, wenn uns aufgetragen ist, Reiszwecken in eine Wand zu schlagen, oder der Computer, wenn sich ein Programm aufhängt (Heidegger, 2006, S.73-74).

In allen drei Modi sperrt sich das „Zeug“ unserem Zugriff und erweist sich widerspenstig gegenüber einem gewohnten Umgang. Es birgt ein Moment der Irritation, in der das Zeug aus seiner „Zuhandenheit“ fällt und wir es mit einem Mal mit anderen Augen betrachten – als etwas nunmehr bloß „Vorhandenes“. In anderen Worten: Wo „Zeug“ zerbricht, leuchtet *Welt* auf. Worüber das Denken im vertrauten Umgang nur unter dem Aspekt der „Zuhandenheit“ verfügt, wird nun als „Vorhandenes“ der Reflexion zugänglich (Heidegger, 2006, S.75).

Kehren wir zu der anfänglich geschilderten Situation zurück: Dem Unbehagen, das mich packt, als ich vergebens in meine Hosentasche greife, um plötzlich in aller „Aufdringlichkeit“ festzustellen, dass dort ein „Zeug“ fehlt, das sich mir sonst so vertraut und dienstbar in die Handfläche schmiegt. Und schließlich jenes Unbehagen zweiter Ordnung, das einsetzt, als ich mich beginne zu wundern, wie ich im Bezug zum Technischen so heimisch sein kann, dass ich mich in ihrer Abwesenheit meiner Umwelt entfremdet fühle. Als liege im Smartphone die Prädisposition meines „Zur-Welt-Seins“ begründet und als sei mir die Welt ohne dessen Vermittlung gleichsam ferner, fremder, unverfügbarer. Lässt man diesen Moment der Irritation nicht achtlos verstreichen, birgt er das Potenzial preiszugeben, was sich sonst im alltäglichen, medienvergessenen Umgang der Reflexion entzieht. Es ist ein Versuch, „den

Kreis der zulässigen Epiphanie maximal auszuweiten“, und das Erkenntnisinteresse im scheinbar Trivialen anzusetzen (Slunecko, 2008, S.138). Halten wir uns an diesem Stottern auf, das mit der sonst so geschmeidigen Alltagserfahrung bricht und widmen uns dem Phänomen mit gebotener wissenschaftlicher Sorgfalt, vermögen wir ausgehend von einem verlorenen Smartphone, nach dessen Einfluss auf unser Verhältnis zur Welt und zu uns selbst fragen. Denn „Menschen leben in existenzieller Nachbarschaft zu jenen Dingen, mit denen sie ihr Weltverhältnis organisieren“ (Slunecko, 2008, S. 99). Wo wird das Smartphone im wahrnehmenden und handelnden Bezug zur Welt relevant und wie prägt das technische vermittelte Vermögen der Smartphonenu*innen ihre Erfahrung der Welt? Dem nachzuspüren, soll Anliegen dieser Arbeit sein.

Die Unausweichlichkeit der Medien

Selbst und Welt sind nicht das Produkt der Konstitutionsleistung eines sich selbst genügenden Subjekts. Denn die „sedimentierte Geschichte [bestimmt] nicht allein die Genesis meines Denkens [...], sondern auch ihren Sinn [...]“ (Merleau-Ponty, 1974, S. 450). D.h. ich selbst finde mich bereits in einer Welt vor, in der und durch die ich überhaupt erst zu einer Idee von Welt komme. Ich bin situiert und in eine Geschichte eingebunden, die meiner Existenz und meinem Denken vorausgeht. Den Sinn, der den Dingen in der Welt zugeschrieben wird, bringe ich dabei nicht selbst hervor, sondern greife ihn auf oder knüpfe daran an, denn er ist in Sprache und Kultur bereits gestiftet, in seiner kulturellen Tradierung hole ich ihn jedoch nie ganz ein. Dränge ich danach meine Erfahrung zu artikulieren, so bin ich im Ausdruck bereits einer Grammatik verschrieben, die die Bedingung dieser Explikation stellt (Anghehrn, 1996; Slunecko, 2008). Auch das Denken bleibt sich selbst undurchsichtig. In jedem reflexiven Verhältnis, in dem sich mein Bewusstsein dem eigenen Denken zuwendet, bin ich gezwungen, den Denk-Akt als Gegenstand zu fixieren, worin er sich mir in seiner Vorgängigkeit entzieht (Merleau-Ponty, 1974, S.451). Das Bewusstsein koinzidiert dabei nie mit sich selbst, was es erfasst, ist stets „die ursprüngliche Bewegung des Transzendierens“ (Merleau-Ponty, 1974, S.430). Ich erfahre die Welt jedoch nicht als bloßes Bewusstsein, sondern durch das primordiale Medium meiner Weltnahme: den Leib. Der Leib verankert mich in der Welt in meiner perspektivischen Gebundenheit, eröffnet jedoch zugleich das Vermögen, mich *in* und *zur* Welt zu verhalten, also schafft gleichsam die Freiheitsgrade innerhalb dieser Eingebundenheit (Merleau-Ponty, 1974). Die Subjektivität „konstituiert nicht die Welt, sondern errät sie als ein sie umgebendes Feld, das nicht sie selbst sich gegeben hat; sie konstituiert nicht das Wort, sondern spricht, wie man singt, weil man fröhlich ist; sie konstituiert nicht den Sinn des Wortes, vielmehr entspringt ihr dieser aus ihrem Umgang mit

der Welt und den anderen Menschen, die sie bewohnen“ (Merleau-Ponty, 1974, S.459). Der Mensch kommt erst im Durchgang einer kulturellen Welt zu sich selbst, in dem er sich deren Mittel aneignet. Er ist eingeschlossen in eine Welt, die sich ihm nur über ihre Medien erschließt (Slunecko, 2008, S.88).

Damit ist eine grundsätzliche Prämisse eingestanden und zugleich offengelegt, dass der Gegenstand der Untersuchung – ein vermittelter Weltbezug – kein Sonderfall ist, sondern sich – zumindest, sofern man mit einem weiten Medienbegriff denkt – sogar als einzig möglicher erweist. Die Schwierigkeit liegt nun darin, diesen Weltbezug und die Rolle des Smartphones in ihm salient werden zu lassen, wenn wir doch immer schon eingespannt sind, in eine Medienpraxis, durch die wir auf die Welt blicken, wie durch eine Brille auf unserer Nase.

The medium is the message

Was das Smartphone als im Umgang erschlossener Gegenstand gegenüber anderen Gebrauchsgegenständen, bzw. „Zeug“ auszeichnet, ist, dass in seiner Anwendung schon eine Mannigfaltigkeit an Möglichkeiten beschlossen liegt, die ihre konkrete Zweckmäßigkeit, immer erst im Anliegen des gegenwärtigen Zugriffs findet. Anders als der Hammer, dessen Zweck so in den Gegenstand eingeschrieben ist, dass in der Konversion des Substantivs zum Verb schon das einzig adäquate Tun angezeigt ist, bietet das Smartphone seinen Anwender*innen eine Vielzahl an Möglichkeiten, die zu ergreifen gemeinhin als adäquat betrachtet werden (telefonieren, spielen, übersetzen, texten, einkaufen, navigieren, usw.) und die nicht einmal unter einem übergeordneten Paradigma (etwa der Kommunikation) zusammengefasst werden können, ohne Gefahr zu laufen, einzelne Funktionen zu verfehlen. Das Smartphone versammelt Funktionen in sich, die zuvor von separaten Medien erfüllt wurden, wie etwa dem Fotoapparat, dem iPod oder Mp3-Player, dem Mobiltelefon, dem Computer, dem Stadtplan, dem Geld, dem Ausweis usw.

McLuhan hielt in seinem erstmals 1964 erschienen Werk „Understanding Media“ fest, dass ein Medium immer andere Medien beinhalte, so habe die Schrift etwa die Sprache zum Inhalt und diese wiederum den Gedankenprozess (1994). Wie bereits festgestellt, schließt das Smartphone ein ganzes Konglomerat an Medien in sich ein. Neben Heideggers Verschwinden des Werkzeugs in seiner Zuhandenheit, begegnet uns mit McLuhan eine weitere Fährte, wie sich das Smartphone und sein transformatives Wirken auf den Menschen und seine Lebenswelt einer analytischen Betrachtung entzieht. In seiner mittlerweile zum geflügelten Wort gewordenen Feststellung „the medium is the message“ drückt McLuhan aus, dass

wirkmächtiger als deren variabler Inhalt, die Erweiterung des Spektrums an Möglichkeiten durch das Medium selbst ist. So heißt es bei McLuhan: „The “message” of any medium [...] is the change of scale or pace or pattern that it introduces into human affairs” (1994, S. 8). Gemeinhin wird hingegen der Inhalt des Mediums als dessen „message“ beziehungsweise Botschaft verstanden und indem er die Aufmerksamkeit bindet, wird das Medium selbst übergangen und als stiller Träger dieses Inhalts vernachlässigt. Inhaltliche Analysen, was etwa in den Medien abgehandelt wird oder was sie produzieren, müssen im Hinblick auf deren formative Wirkung jedoch fruchtlos bleiben, so schreibt McLuhan „[...] the formative power in the media are the media themselves [...]“ (1994, S.21). Medien seien Extensionen unserer Sinne und erweitern physische wie psychische Funktionen. Zugleich seien „Autoamputationen“ notwendig, um angesichts von Überstimulierung durch die sich medial ausweitenden Sinne eine Homöostase aufrechterhalten zu können. Er schreibt Medien somit nicht nur eine extendierende Funktion menschlichen Vermögens zu, sondern auch eine narkotische und autoamputative Wirkung. Wo ein Sinn eine Ausweitung durch ein neues Medium erfährt, gerät eine andere Sinneswahrnehmung zu Gunsten dieses Sinnes ins Hintertreffen. In Anlehnung an den der Kybernetik entlehnten Begriff des „Servomechanismus“, sieht er den Menschen in eine ständig rekursive Adaption verwickelt, um mit den sich verändernden Anforderungen und Reizen seiner Umgebung und der eigenen medialen Verfassung Schritt zu halten. Extension und Autoamputation sind dabei als Antagonisten interdependent (Löffler, 2017; McLuhan, 1994).

McLuhan führt dies anhand der Analogie des Narcissus-Mythos aus, in der sich der schöne Jüngling beim Blick in einen Teich in sein eigenes Spiegelbild verliebt. McLuhan interpretiert dieses Spiegelbild als Extension des Narcissus im Medium der spiegelnden Oberfläche des Wassers. Doch anders als die geläufige Auslegung des Mythos als Parabel ausufernder Selbstliebe betont McLuhan, dass Narcissus auf die Reflexion im Wasser blickt, als ein ihm fremdes Antlitz. Betäubt von dem Anblick besteht das Moment der Selbstamputation in der Unmöglichkeit der Selbsterkenntnis. Wir sind befangen von den extendierenden Möglichkeiten unserer medialen Verfassung, doch wie Narcissus sind wir ihnen, gerade weil wir sie nicht erkennen, untertan (McLuhan, 1994).

Das Smartphone, das sich mir mit seiner Vielzahl an Anwendungsmöglichkeiten unverzichtbar macht, weckt mich am Morgen und weist mich auf anstehende Termine hin. Bevor ich das Haus verlasse, verrät es mir, welches Wetter mich erwartet, und ich kleide mich entsprechend, ohne auch nur einen Blick aus dem Fenster werfen zu müssen. In der U-Bahn

verkürzt es mir durch unterhaltsame Videoclips die Fahrt und informiert mich über die Nachrichten des Tages. Ich verabrede mich mit Freund*innen über Messenger Dienste, habe an deren Leben über Social Media teil und finde meine Partnerin über Dating-Apps. Jede Tätigkeit wird unterbrochen und jede Aufmerksamkeit abgezogen, wenn mich mein Smartphone durch ein sanftes Vibrieren und einen hellen Glockenton wissen lässt, dass meine Zuwendung erforderlich sei – aufgrund der Nachricht eines Freundes, oder der Ankündigung eines Systemupdates. Des Nachts entlässt mich das Smartphone zuletzt, wenn es mich an meine Schlafenszeit erinnert und etwaige Benachrichtigungen bis zum Morgen von mir abschirmt. Gewiss kann ich durch zahlreiche Optionen beinahe jede seiner Funktionen nach Belieben ein- oder ausstellen, doch die Einladungen der Technik sind, sofern die Möglichkeit einmal geschaffen, nicht mehr auszuschlagen, da „Medien steigern und [...] jede Steigerung dem Narzissmus oder [...] dem menschlichen Weltnahmeprojekt entgegenkommt“ (Slunecko, 2008, S.210). Wer sich auf das Angebot einlässt, der findet seinen Alltag schon bald durchdrungen vom Takt und Maß des Smartphones. Nur wird ihm diese mediale Durchdringung ganz natürlich vorkommen und es wird ihm schwerfallen, sich überhaupt noch eines „Zuvor“ zu besinnen, da der Organismus selbst bestrebt ist, sich zugunsten der neuen Erweiterung, jene frühere Seinsweise zu verstellen (Slunecko, 2008). „It is the continuous embrace of our own technology in daily use that puts us in the Narcissus role of subliminal awareness and numbness in relation to these images of ourselves“ lautet McLuhans Prädiktion in Bezug auf die Extensionen unserer Sinne durch die Medien (1994, S.46).

Smartphone als „heißes“ Medium: Immersion, Hypnose, Zerstreuung

McLuhan unterscheidet auch zwischen „heißen“ und „kalten“ Medien. Ein heißes Medium bietet einem Sinnesorgan umfangreiche, hochauflösende Daten und fordert seitens des Konsumenten wenig Partizipation ein. Ein kühles Medium hingegen birgt nur ein geringes Maß an Sinnes-Daten und muss deshalb aktiv vervollständigt werden, etwa durch Interpretation, oder verlangt dem Konsumenten eine aktive Teilnahme ab. Als Beispiel für kühle Medien nennt McLuhan TV oder das Telefon, während ihm Kinofilme und das Radio als heiße Medien gelten. Dabei ist zu beachten, dass in den 1960er Jahren viele Haushalten noch über schwarz-weiß TV-Geräte verfügten, deren Bild und Audioqualität im Vergleich zu heutigen TV-Geräten gering waren. Radio und Kinofilm bieten dahingegen eine immersive Erfahrung, da sie mindestens einen Sinn mit reichhaltiger Informationsmenge bespielen und vom rein passiven Publikum verlangen, ganz in den gebotenen Inhalten aufzugehen. Die Unterscheidung zwischen heißen und kalten Medien ist jedoch nicht als strikte Dichotomie anzusehen, sondern als Spektrum. In den Extremen dieses Spektrums führt das „Erhitzen“

eines einzelnen Sinnes durch hohe Datenmengen eines Mediums zu hypnotischen Zuständen, während das maximale „Abkühlen“ der Sinne durch einen Mangel an Sinnesdaten zu Halluzinationen führt. Zudem ist es möglich, dass ein Medium seine „Temperatur“ ändert, wie McLuhan am Beispiel des Jazz ausführt (1994). Es ist davon auszugehen, dass sich seit dem Erscheinen von „Understanding Media“ auch die „Temperatur“ von Radio und Fernsehen verkehrt haben, so ist Radio heute meist ein Medium, das im Hintergrund spielt, während anderen Tätigkeiten nachgegangen wird und dessen immersive oder hypnotische Wirkung daher eher gering anzusehen ist, es könnte daher als „kühl“ bezeichnet werden. Dahingegen kann sich das Fernsehen durch technische Weiterentwicklung und als Plattform für aufwendige Serien und Filmformate, die nicht im Kino gezeigt werden, sich mit letzterem als „heißes“ Medium messen. Das Smartphone selbst wirkt wie ein Hybrid aus verschiedenen „heißen“ und „kalten“ Medien, die es in sich zusammenfasst. So erfüllt es zweifellos die Funktionen eines „kühlen“ Telefons, zugleich bietet es aber die Möglichkeit, Filme in hoher Auflösung anzuschauen, oder lädt mit Hilfe von Kopfhörern zum Musikgenuss ein. Seine Bedienung selbst verlangt nach Interaktion, es spielt, schreibt, sucht nicht von selbst, doch sind die Betriebssysteme der Smartphones darauf ausgelegt, die Schwelle der Interaktion möglichst niedrig anzulegen und uns mit Sprachsteuerung oder Texterkennung, die beim Schreiben Wortvorschläge liefern, unter die Arme zu greifen. So stellt sich zuweilen bei der Beschäftigung mit dem Smartphone eine gewisse Entrückung ein, in der man sich ganz in diese Praxis versenkt und sich an die Möglichkeiten der Technik verliert. Günther Anders schreibt in Bezug zur industriellen Fließband- und Maschinenarbeit „solange die maschinelle Arbeit glatt, das heißt: ohne Reibung zwischen Mensch und Maschine abläuft; [...] solange ist das Ich gar nicht „bei sich“, solange ist es überhaupt nicht, jedenfalls nicht *als* Ich.“ (1992, S.91). Ähnliches lässt sich auch über den selbstvergessenen Zustand sagen, der beim *Surfen* durch das Internet oder dem *Scrollen* durch Social-Media Feeds einstellt. Oft beginnt die Zuwendung mit einer konkreten Intention, etwa den Grund einer akustisch oder haptisch übermittelten Notifikation in Erfahrung zu bringen, wandelt sich dann aber in einer autotelischen Praxis, in denen die affizierende Wirkung des Mediums das Subjekt zu überwältigen scheint. Im Unterschied zu Csíkszentmihályis Flow-Erleben zeichnet sich dieses Phänomen der Smartphone Nutzung trotz gewisser Gemeinsamkeiten vorwiegend durch einen Zustand der Zerstreuung, anstatt der Fokussierung und des intensiven Glücksempfindens aus (Csíkszentmihályi, 2000).

Das Phänomen der Zerstreuung

So ist im Phänomen der Zerstreuung das Smartphone zunächst in konkreter Absicht eines Suchens ergriffen und dessen Dargebotenes in der Wahrnehmung erfasst. Dann aber fällt das im Suchen vermeinte aus der Aktualität dieses Erfassens, da sich im Dargebotenen anderes zu aktualisieren drängt und dieses der absichtsvollen Zuwendung entgleitet (Husserl, 2002). Das Streben des Bewusstseinsaktes, zunächst als waches Ich der absichtsvollen Suche einem Ziel verschrieben, wird von den Affordanzen des Mediums eingeholt und als Agens überwältigt. Die Möglichkeiten der Anwendungen erscheinen dem Subjekt nicht länger optional, sondern fordern ihr Ergreifen ein. Die ursprüngliche Intention wird modifiziert, indem Antworten offeriert werden, die ihr nicht entsprechen, zugleich aber den Akt des Suchens überspringen und ein Gefühl des *Schon-gefunden-Habens* suggerieren. Die Beschwerlichkeit der Suche und Selektion von Information ist übersprungen, das Bewusstsein schon im Angebotenen engagiert, welches anders als das Gesuchte selbst aufsucht und sich damit durch seine Verfügbarkeit empfiehlt. Weshalb aber scheint das eigentlich Gesuchte plötzlich weniger attraktiv als das *Schon-Gefundene*? Rührt der Vorzug allein aus der Verfügbarkeit? Die von der Anwendung unterbreiteten Angebote an das Bewusstsein, sind aggressiver als jene intendierte Antwort, die in der Suche zwar als Mögliches vorweggenommen ist, in ihrer Konkretion aber noch als Mangel, als Leerstelle aufscheint, in ihrem affektiven Charakter gerade wegen ihrer Unbestimmtheit negativer Färbung ist, welche die Suche ursprünglich motivierte. Jener negative Affekt der Unbestimmtheit ist aber gleichwohl in der Exhibition der Alternativen durch deren affektive Ladung überschrieben. Je stärker deren affektive Ladung, desto verführerischer ihr Angebot und desto nachhaltiger die Löschung des ursprünglichen Motivs.

Wo wir sind, wenn wir online sind

Anders beschreibt in seiner Analyse des Rundfunks und des Fernsehens die Zerstreuung als „Zustand all jener, die, hiersitzend, dort sich aufhaltend; und die nun, überall zugleich, also nirgends zu sein, so gewohnt sind, daß sie eigentlich schon nirgend mehr wohnen, jedenfalls an keinem Platze, geschweige denn in einer Wohnung, sondern höchstens noch in ihrer unwohnlichen, jeden Augenblick wechselnden, Zeitstelle: im *Jetzt* (1992, S.137).

Wenn ich mich an den immersiven Strom der Inhalte verliere, stehe ich offenbar in einem anderen Bezug zu meiner Umwelt und finde mich für die Dauer meiner medienpraktischen Versenkung anders in Zeit und Raum orientiert. Das Hier und Jetzt scheint vorübergehend aufgehoben, denn das „Jetzt“ von dem Anders spricht, unterscheidet sich

gerade darin, dass es aus der Sukzession gehoben, kein vorher oder nachher kennt, sondern tatsächlich punktuell zusammenschrumpft und die gegenwärtigen Inhalte, die sich auf dem Bildschirm abspielen, das Bewusstsein immer nur augenblicklich zu sättigen scheinen, um daraufhin als schnell verblassende Gedächtnisspur zu entschwinden. Aus der Immersion gerissen durch eine sich meldende Umwelt, die eben noch im Wahrnehmungshintergrund schwieg, fällt es schwer die konsumierten Inhalte zu rekonstruieren. Das Smartphone konfrontiert uns dabei kontinuierlich mit Inhalten, die von einem Hier, im Sinne der aktuellen Situiertheit im Raum, auf ein Anderswo verweisen. Phänomenologisch gewinnt in der immersiven Smartphonepraxis dieses Anderswo an Aktualität, während die physische Umwelt nicht länger verwickelt. So heißt es bei Anders: „Wenn die Welt zu uns kommt, statt wir zu ihr, so sind wir nicht mehr ‚in der Welt‘, sondern ausschließlich deren [...] Konsumenten“ (1992, S.111). In der Konsumtion der Inhalte, die sich uns als Welt ausgeben, sei also das „In-der-Welt-Sein“ aufgehoben oder zumindest grundlegend modifiziert (Anders, 1992). Im Einklang dieser Beobachtung ist „das (mentale) Dasein des Menschen [...] nicht so sehr als ein ‚In-der-Welt-sein‘, sondern bescheidener durch eine *diachrone Dynamik und synchrone Topologie des In-Situation-seins* zu beschreiben“ (Poljanšek, 2022). Das heißt in der Aufmerksamkeit sei der Mensch zumeist von einem engeren Horizont eingefasst als von der Totalität des Welthorizonts. Gleichwohl ist anzumerken, dass sich jedwede spezifische Situiertheit auf dem Boden der passiven Gewissheit der Welt als Ganzes entfaltet (Husserl, 1985, S.25-26). Kehren ich aus der spezifischen Situiertheit einer Medienpraxis, in der ich beispielsweise absichtslos durch einen Newsfeed scrollte, der mich über den Krieg im Nahen Osten informierte, zurück in das Hier und Jetzt der mich unmittelbar angehenden Umgebung, so vollzieht sich dieser Wechsel mühelos und birgt in aller Regel kaum ein Irritationspotenzial über die radikale Andersartigkeit der nunmehr aktualisierten Situation und ihrer Gegebenheiten. *Situation* meint darin nicht den räumlichen Aufenthaltsort, in dem ich mich befinde, denn dieser bleibt offensichtlich konstant. *Situation* meint hier, wo bzw. woran sich mein Bewusstsein jeweils aufhält (Poljanšek, 2022). Dies mag zunächst die Information über das zeitlich zurückliegende Ereignis eines räumlich weit entfernten Krisenherds sein, im nächsten ruft mich die Stimme eines Freundes aus diesem Anhalt in eine Situation zurück, in der meine Aufmerksamkeit ganz einem gegenwärtigen und mir in physischer Ko-Präsenz gegebenem Gegenüber gilt. Vor meiner Zuwendung war ich dem Freund, wenn auch physisch anwesend, als Körperding im Raum unzweifelhaft *da*, doch zugleich bewusstseinsmäßig abwesend – *weg*. Wende ich mich ihm zu, bleibt die Affordanz des Mediums bestehen, ist aber für den Augenblick zurückgestellt. Das Bewusstsein ist abberufen, folglich bin ich dem

virtuellen Raum, den mir das Smartphone aufspannt, nun ex-situert. Dementsprechend bilden „Dasein und Wegsein [...] dynamische Grundcharaktere menschlicher Erfahrung“ (Poljanšek, 2022, S.186). Das Spiel der In- und Ex-Situiertheit setzt sich fort und das Smartphone lädt unablässig ein, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es buhlt um unsere Zuwendung, durch Klingeln, Leuchten, Vibrieren. Doch selbst schweigend kann es das Ringen um Aufmerksamkeit gewinnen und die Konversation mit dem Gegenüber überlagern, von der wir in der „Eigenräumlichkeit des Bewusstseins“ abdriften, um antizipierend zu dem nicht abbrechenden Strom an Inhalten zurückzukehren, der im Smartphone weiter rinnt und zur Fortsetzung drängt (Poljanšek, 2022, S.197). Poljanšek vermutet, dass das Smartphone vorwiegend dann kaum abzuweisen sei, wenn die Umgebung verfehlt uns situativ zu verwickeln (2022). Das Bewusstsein findet keinen Anhalt und vermag in der Langeweile kraft seiner Imagination seine eigenen Gegenstände schaffen, oder aber es flüchtet sich in die Passivität, in der die Gegenstände durch das Smartphone zu ihm kommen.

Horror vacui

Die Leichtigkeit, mit der man aus einem gegenwärtigen Zustand der Muße vom Smartphone affiziert wird, mag der Weise geschuldet sein, in der seine Affordanzen unser Bewusstsein bindet.

In der medialen Versenkung erweist sich das Interesse am Gegenstand, d.h. des aktuell dargebotenen Inhalts, zumeist selbst als flüchtig und im Grunde marginal, stattdessen fußt sie auf der Lust an der Okkupiertheit des Bewusstseins selbst. Gegenstand bzw. Inhalt ist in der Zerstreuung dabei annähernd kontingent. Anders geht so weit uns, als nirgends mehr wohnhaften und durch die dargebotenen Inhalte besetzte Medienhandelnde das Subjekt-sein völlig abzusprechen (Anders, 1992, S.140). Sinne und Bewusstsein durch mediale Stimulation einnehmen zu lassen, diene allein dazu dem „horror vacui“ zu entgehen, d.h. der in der Muße sich aufdrängenden Freiheit sich „selbst artikulieren, seine Freizeit selbst ausfüllen zu müssen“ (Anders, 1992, S.138-139). Die Bespielung verschiedener Sinne und den Sog, den die Beschäftigung *mit*, oder besser das Beschäftigt-Sein *durch* das Smartphone entfaltet, spricht dafür das Smartphone in McLuhans Unterteilung zu den „heißen“ Medien zu zählen.

Smartphone Nutzende als Objekt-Andere

Beobachte ich meine Mitmenschen in der Straßenbahn, so haften die Blicke der meisten an den Bildschirmen ihrer Smartphones. Die Wenigsten lassen ihren Blicke nach draußen schweifen über die morgendliche Stadt, oder wenden ihn neugierig den anderen Fahrgästen zu. Einige hören, während sie Nachrichten lesen, Musik über ihre Kopfhörer, um ihre Abkapselung von der umgebenden Welt zu vervollständigen. Gelegentlich sieht man

jemanden aufschrecken, wenn die Straßenbahn rumpelnd zum Stehen kommt, um sich mit hastigen Blicken zu orientieren und daraufhin eilig den Wagon verlassen, oder sich wieder in ihre mediale Versenkung zurückzuziehen. Auch die Person vor mir ist über ihr Smartphone gebeugt, die gebannten Augen leuchten vom Widerschein des Displays. Sartre schreibt in *Das Sein und das Nichts* vom lesenden Menschen, als einer „geschlossene[n] „Gestalt““ (2019, S.462-463). Äquivalent ist die Person, in ihr Smartphone versunken, weder ihrem Angeblickt-Sein noch dem Rest der Welt gewahr, sie steht dieser vielmehr in „indifferenter Exteriorität“ gegenüber (Sartre, 2019, S.463). Für mich verhält sie sich darin gleichsam dinghaft, als bloßer Gegenstand meiner Anschauung. Sie ist nach Poljanšek „nicht auf die gemeinsame Situation hin geöffnet, sondern [...] abwesend anwesend“ (2022, S.199). Allein das konzentrierte Augenpaar, auf das Smartphone in der Hand geheftet, zeugt von einer Beziehung, die Sartre in Bezug auf das Lesen als „eine streng regulierte und lokalisierte Flucht“ beschreibt (Sartre, 2019, S.463). Das Smartphone spannt der Person eine virtuelle Welt auf, die sich mir, anders als die Welt, die sich um mich in ihrer Räumlichkeit entfaltet, so vollständig entzieht. Zugleich ist in dem Verweis auf das Erleben dieser Welt, an der ich keinen Anteil habe, die Person als Subjekt entdeckt.

Gebe ich der Neugier nach, Einsicht in jene mich exkludierende Situiertheit der Person gewinnen zu wollen und erhasche einen flüchtigen Blick auf das, was der Bildschirm des Smartphones preisgibt, als Verweis ihres bewusstseinsmäßigen Aufenthalts, so kommt der Akt dem Spähen durch ein Schlüsselloch gleich. Verlegen vergewissere ich mich, ob die beobachtete Person womöglich in die Immanenz der gemeinsamen Situiertheit zurückkehrend ihre Indifferenz abgelegt haben könnte und meine Intrusion bemerkt. Der Blick in das fremde Smartphone ist im Vergleich zu anderen Medien wie dem Buch oder der Tageszeitung die ungleich größere Indiskretion, da im Smartphone Erinnerungen und Gedanken technisch externalisiert in Erscheinung treten, weshalb Fazio dem Medium „Intimität“ zuschreibt (2022).

Das Smartphone als Medium der Verbundenheit

Schachtner nennt im Sinne McLuhans die globale Botschaft digitaler Informations- und Kommunikationstechnologien „Verbundenheit“ (Schachtner, 2010). Als omnipräsenter Vertreter dieser Technologien verbindet das Smartphone in mannigfacher Weise: Es verbindet Menschen untereinander, es verbindet Mensch und Technik und es verbindet Technologien. Verbinde ich mich mit dem Smartphone, so verbindet es mich zeit- und ortsunabhängig mit den Endgeräten anderer Menschen, zu denen ich durch diese vermittelnden Geräte in

Verbindung trete, sofern sich auch diese Menschen der vermittelnden Technik zuwenden. Schon finden wir uns verwickelt in einem dicht gewebten Netz der Verbindungen. Neben dem klassischen Telefonieren zielen Anwendungen wie Messenger-Dienste oder Social Media (sofern man diese Unterscheidung machen möchte) auf die Verbindung Mensch zu Mensch, während sich die Verbindung Mensch-Technik und der Geräte untereinander als rein funktional aus gibt. Das Smartphone stellt als ver- und dazwischengeschaltetes Medium die Bedingung, unter der Soziales im Mobilfunk- und Inter-*Netz* stattfindet. Doch „ein Netz bleibt dem, der sich in ihm bewegt nicht äußerlich“, vielmehr determiniert es von vornherein die Bewegungen, die in ihm stattfinden (Schachtner, 2010, S.122). Folglich können Phänomene wie Verbindung, Begegnung und Intimität, die sich im intermediären Netz abspielen, von diesem nicht unberührt bleiben. Auch Anders betont, dass unsere Prägung und Formung sich durch „die Geräte selbst [vollziehen, die] durch ihre festliegende Struktur und Funktion ihre Verwendung bereits festlegen und damit auch den Stil unserer Beschäftigung“ (Anders, 1992, S.100). Betrachten wir das Smartphone als Medium, das Menschen verbinden soll, müssen wir uns also zugleich fragen, welcher Art diese Verbindung ist, die es seiner Struktur nach zulässt und zu der es uns seiner Funktion nach aufruft. Das Smartphone birgt das Versprechen, Anderen über räumliche und zeitliche Distanzen hinweg nah oder verbunden sein zu können. Darin tritt die Virtualität seiner Anwendungen als Spielart des Sozialen auf.

Begegnung im Virtuellen

Nutze ich einen Messenger Dienst auf meinem Smartphone, um meine Partnerin zu kontaktieren, verfasse ich kurze Textnachrichten, die sie beinahe instantan erreichen, vorausgesetzt sie ist *online*. Drei pulsierende Punkte informieren mich über ihren Schreibvorgang und werden bald darauf von einer Antwort abgelöst. Gelegentlich verschwinden die Punkte auch ohne Antwort, nur um kurz darauf wieder aufzuscheinen, und künden von einem vorgängigen Prozess, in dem ein Gedanke formuliert, angesetzt, dann in Zweifel gezogen und schließlich verworfen wird. Der Gedanke wird von einem anderen ersetzt oder nur in anderen Worten verfasst, die nun als stimmiger befunden werden. Einmal versendet, erscheint die Nachricht sogleich auf meinem Bildschirm. Der Blick der Freundin trifft mich nicht, ebenso wie sich auch mir ihre Physis als Objekt meiner Anschauung und meines Zugriffs entzieht und doch spannt sich im Medium ein virtueller Raum auf, in den sich mein extendierter Leib streckt und in dem mir auch eine Projektion ihres Leibes begegnet. Während ich selbst meine Nachricht eintippe, meine ich ihre ungeduldige Antizipation erspüren zu können, gleich einer sich aufbauenden Spannung im Abwarten einer Antwort, die durch Nachsinnen hinausgezögert wird. Die virtuelle Begegnung vollzieht sich in relativer

sinnlicher Deprivation, stehen ihr doch im Vergleich zu ihrem analogen Äquivalent wenig Daten zur Verfügung. Nach McLuhans Kategorisierung ist das Schreiben über das Smartphone, daher als kaltes Medium aufzufassen, da es Interpretation und Auslegung verlangt. So beginnt meine Idee von dem Leib, der sich dort virtuell zu konstituieren beginnt, zunächst vage und wird in Bezug auf dessen gegenwärtige Verfasstheit mit jeder Nachricht schärfer. In der Eigenart des Schreibens, der Indexikalität der Verweise und der originären Dynamik des Diskurses weist sich mir ein Denken und Fühlen aus und ist dabei ebenso bezeichnend für die andere Person, wie in der Sprechpraxis die idiosynkratische Intonation oder der Klang der Stimme. Die Virtualität betrifft dabei jenen anwesend anmutenden Leib, der sich mir als der ihre gibt, tatsächlich aber bloße Vergegenwärtigung ist, wach gerufen aus den Daten der Interaktion und der Erinnerung. Dem Gefühl der Nähe oder Intimität, das sich in mir einstellt, haftet nichts Virtuelles an, sondern es muss als Wirkung der virtuellen Präsenz gesehen werden, die sich mir in ihrer Responsivität ausweist. In meinem emotionalen Erleben ist darin das Subjekt vermeint, das in dieselbe Virtualität eingebunden ist, wie ich.

Ferrarello (2024) argumentiert, dass die virtuelle Begegnung im digitalen Medium eine „transzendente Intimität“ zu evozieren vermag, die in der analogen Begegnung zumeist weniger präsent ist. So ist der Bezug zur anderen Person über Messenger Dienst, Telefonie und selbst im Video-Call ein wesentlich reflexiver. Wenn ich über das Smartphone mit einem anderen Menschen in Verbindung trete, so zwingt mich die Limitation des Mediums meine je eigne Lebenswelt zu artikulieren, um sie in ein Datum zu transformieren, das übermittelt werden kann. Das heißt, es kommt zur Sprache, was sich sonst in naiver, prä-reflexiver Einstellung der gelebten Erfahrung vollzieht. Darin abstrahiert die Kommunikation die Erfahrung und erschöpft sich nicht in schlichter Deskription, sondern birgt in sich zwangsläufig Sinn und Bedeutung der Wahrnehmungsinhalte, die im sprachlichen Ausdruck Einzug halten. Weil mein Sprechen oder Schreiben meinen Weltbezug induzieren, enthülle ich mich dem oder der Anderen in einem transzendentalen Aspekt meines Seins (Ferrarello, 2024). Als eine Dimension der Bedeutungen bin ich Anderen entdeckt als „Transzendenz-Objekt, [als] absolutes Bezugszentrum, um das sich alle [...] Dinge der Welt als bloße *Mittel* anordnen“ (Sartre, 2019, S.646).

Komplementär intendiere auch ich als Rezipient der Anderen deren *Welt* und suche deren immanente Wirklichkeit anhand ihrer Darstellung zu rekonstruieren. Ihre Gedanken nehmen mich ein und ich werde von dieser mir fremden Subjektivität ausgefüllt. Ist in der virtuellen Kommunikation auf eine spezifische Umwelt verwiesen, die mir aus der Ferne

unanschaulich bleibt, so erschließt sie sich mir allein in der Explikation des Sinns, den eine andere Person ihrer je eigenen Erfahrungen mit dieser Umwelt verleiht. Dieser mir fremde Sinn einer Erfahrung, die ich nicht am eigenen Leib gemacht habe, mag sich doch in der Konstitutionsleistung meiner eigenen Weltnahme sedimentieren (Ferrarello, 2024).

Zugleich erscheint eine andere Ebene zwischenmenschlicher Begegnung in der virtuellen Kommunikation über das Smartphone erschwert. Eine Ebene, in der sich mir Andere nicht über den Sinn ihrer Worte erschließen, die reflexiv von deren Welt künden, sondern in einer gemeinsamen Welt in Erscheinung treten und als leibhaft erfahren werden. Im Angesicht meines Gegenübers, ist mir dessen substanzieller Leib erkannt, als dem meinen verwandt. Es hebt und senkt sich eine Brust wie meine, es spricht oder schweigt ein Mund wie meiner und von jenem Blick des fremden Augenpaares werde ich erfasst, wie ich sonst die Dinge meiner Umwelt zu fassen pflege. Weil ich meinen eigenen Leib als beseelt erfahre, schreibe ich auch diesem anderen Leib eine Subjektivität zu, die denkt und fühlt und wahrnimmt, ganz so wie ich es tue. Ich übertrage dabei nicht meine eigenen Gefühle oder Gedanken, sondern ein Bewusstsein, als Bedingung dieser ichlichen Erfahrung (Costa, 2008; Husserl, 1959).

Doch so ähnlich mir dieses andere Ich auch zu sein scheint, es bleibt opak. Seine psychophysische Einheit ist allein aus der ersten Person erschlossen, sein Befinden ist mir im Grunde unanschaulich. Mir bleibt, auf das innerpsychische Datum auf dem Boden meiner eigenen Erfahrung zu schließen. Auch von Angesicht zu Angesicht führt meine Einfühlung in das andere Ich nur zu einer analogen, nie aber zu derselben Erfahrung. Die Begegnung mit dem anderen Ich ist daher zwangsläufig interpretativ. Sie vollzieht sich als eine Exegese der Körperlichkeit. So schreibt Husserl: „Ich sehe nicht nur seinen Körper, sondern erfahre dabei seine Körperlichkeit, seine Stellung, die seiner Augen, das Mienenspiel des Gesichts etc., ich erfahre den körperlichen Ausdruck als Ausdruck von einem Seelischen, ich erfahre das Körperliche als bedeutsam und in seiner psychischen Bedeutung“ (Husserl, 1973, S. 83).

Die substanzielle Körperlichkeit meines Gegenübers geht in der Virtualität der Smartphone Kommunikation offenkundig verloren. Dennoch bin ich versucht, in meinen Textnachrichten diesen Körper im Raum ausfindig zu machen, ihn in der Bewegung einzufangen und ihn lokalisierend in Relation zu setzen zum eigenen Standort. „Wo bist du? Was machst du gerade?“ schreibe ich der Freundin. Aus meinem Hier vermeine ich das Dort ihrer Situiertheit und versuche zu erschließen, was in der analogen Situation mit einem beiläufigen Schweifen des Blickes erfasst wäre (Ulveland, 2008).

Der *Chat* eröffnet ein eingeschränktes Wahrnehmungsfeld, aus dem es explizit zu rekonstruieren gilt, wo meine Worte die Freundin abpassen, wovon ich ihre Aufmerksamkeit abziehe, da sie diese Worte liest, was unserer Interaktion vorausging und was ihr folgen wird. Ich suche aus den Antworten ein Bild zu generieren, in der sie mir plastisch, spürbar, nah erscheint. Doch in meinem Versuch sie zu verorten und ihr aus der Ferne habhaft zu werden, habe ich ihren Leib gleichsam aus der Welt gehoben als eine Abstraktion meiner Vorstellung (Ulveland, 2008). Die Begegnung in der Virtualität, die davon eingenommen ist, die zunächst leere Situiertheit und Verfasstheit des oder der jeweils Anderen zu ergründen, bleibt distanziert, sofern sie daran scheitert in der Kommunikation eine gemeinsame Situiertheit zu initiieren. Das andere Ich, das ich vermeine, bleibt vage Approximation, und ich laufe ständig Gefahr im Missverstehen meine virtuelle Gesprächspartnerin radikal zu verfehlen. Gerade weil sich in der Kommunikation über das Smartphone ihre Körperlichkeit nicht dokumentiert, wird in der Interpretation das Sinnliche durch das Imaginierte ersetzt, das Eigene dem Fremden zugeschrieben. Intime Begegnung im Medium des Smartphones scheint vor allem dann zu gelingen, wenn die Kommunikation selbst zum Ereignis wird, das verwickelt, berührt oder besorgt und dabei in beiden Gesprächsparteien resoniert. Die Erfahrung, die sich dabei einstellt, verhält sich weniger analog, denn korrelativ.

Das Smartphone als Extension des Leibes

Bei Merleau-Ponty ist die Quintessenz des Bewusstseins kein cartesianisches „Ich denke“, sondern ein „Ich kann“. Die ursprüngliche Intentionalität tritt bereits, ihr Mögliches abschreitend, in ein vorprädikatives Verhältnis zu ihren Gegenständen. Das Bewusstsein begegnet seinen Gegenständen also nicht in rein passiver Perzeption, sondern antizipierend in einer Weise, in der es in ihnen bereits engagiert ist. Es setzt seine Gegenstände nicht, sondern verhält sich zu ihnen in praktischem oder theoretischem Bezug. Das Ermessen seines Vermögens, sich in je spezifischer Weise in dieses oder jenem zu engagieren, beschreibt seine grundlegende Hinwendung zur Welt. So schreibt Merleau-Ponty: „Die Geste der Hand, die sich auf einen Gegenstand zu bewegt, impliziert einen Verweis auf den Gegenstand nicht als solchen der Vorstellung, sondern als dieses sehr bestimmte Ding, auf das hin wir uns entwerfen, bei dem wir vorgreifend schon sind und das wir gleichsam umgeistern“ (Merleau-Ponty, 1966, S. 167). Greife ich nach einem Gegenstand, so bin ich der Bewegung schon voraus und halte ihn im impliziten Bewusstsein eines immanenten Vermögens meines Leibes, ergriffen. Dabei bleibt der Leib unverfügbar, da sich in der Wahrnehmung allein der berührte Gegenstand meldet, die Hand ist gleichwohl übergangen, denn „Bewußtsein ist Sein beim Ding durch das Mittel des Leibes“ (Merleau-Ponty, 1966, S. 167-168). Fruchtbar für die

Untersuchung eines vom Smartphone vermittelten „Zur-Welt-Sein“ ist, dass Merleau-Pontys Analyse des Leibes nicht an den Grenzen des physischen Körpers endet, sondern er dem Leib ein Ausdehnungsvermögen zuschreibt, in dem er Medien oder Werkzeuge in sein Körperschema, aber auch in jene ursprüngliche Intentionalität integriert. Bin ich mit meinem Wagen vertraut, so gelingt es mir ohne Mühe abzuschätzen, ob er durch eine schmale Durchfahrt passt, ohne zuvor Wagen oder Durchfahrt in der Breite ermessen zu haben. Er ist Teil des Umfangs meines Leibes geworden. Ebenso ist der Stock für den Blinden als Gegenstand schon übersprungen und hat jene fremde Dinghaftigkeit eingebüßt, die er für einen Sehenden hätte. Die Wahrnehmung seines Tastsinns endet nicht in der Hand, die den Stock umfasst, sondern zieht sich vielmehr bis in die Spitze des Stockes. „Sich [...] an ein Automobil oder an einen Stock gewöhnen heißt, sich in ihnen einrichten, oder umgekehrt, sie an der Voluminosität des eigenen Leibes teilhaben lassen. Die Gewohnheit ist der Ausdruck unseres Vermögens, unser Sein zur Welt zu erweitern oder unsere Existenz durch Einbeziehung neuer Werkzeuge in sie zu verwandeln“ (Merleau-Ponty, 1966, S. 173).

Die Habitualisierung des Gebrauchs eines Mediums bedeutet letztlich seine thematische Löschung, jedoch nicht nur unter dem Aspekt der Zuhandenheit, sondern auch in seiner Integration in jene Leiblichkeit, die selbst völlig hinter der durch sie eröffneten Möglichkeiten – dem „ich kann“ – zurücktritt. Ich bin mir beim Schreiben mit dem Smartphone weder des Geräts noch meines Daumens gewahr, es bedarf keine Anstrengung, sie im Raum zu lokalisieren und ihre räumliche Beziehung zueinander zu erfassen. Unwillkürlich finden die Daumen die eingeblendeten Buchstaben auf der digitalen Tastatur, derweil sich geschwind Worte und Sätze auf dem Bildschirm formen, bei denen ich bin, während ich von dem eifrigen Daumen keine Notiz nehme. Ebenso wenig wie meine Daumen, die eifrig mein Anliegen ausführen, sind weder die einzelnen Buchstaben der Tastatur noch die Materialität des Geräts Gegenstand meines reflexiven Bewusstseins. Sie sind ebenso aufgelöst hinter der intendierten Absicht, dass ich zu ihnen erst zurückkomme, wenn ich das Endprodukt ihres Zusammenspiels begutachte und feststelle, dass ich mich vertippt habe. Ich falle aus der Technik und meinem mühelosen Habitus und habe die Tastatur nun wieder als etwas vor mir, mit dem ich mich vertraut machen muss, dass als Vorhandenes meinem Ich in fremder Gegenständlichkeit vor mir liegt und es bewusster Anstrengung bedarf, die einzelnen Buchstaben ausfindig zu machen. Ebenso erscheint der Daumen, der die richtigen Buchstaben verfehlt hat, nicht mehr als Leib, sondern – dick und ungelenk – in einer aufdringlichen Körperlichkeit, zu grob, um der filigranen Arbeit gerecht zu werden, die ich ihm aufgetragen habe. Das „ich kann“, das eben noch der Vereinigung des transparenten

Leibes und der Technik entsprang, ist für den Moment aufgehoben und irritiert. Das „Zur-Welt-Sein“ stört sich, da das Vermögen im scheiternden Vollzug in seine Komponenten aus Ich, Körper (der seine Leiblichkeit kurzfristig eingebüßt hat) und Smartphone zerbricht, die nun plastisch aufscheinen. „Selbstbegegnung [tritt] nur deshalb ein, weil es Störung gibt“ schreibt Anders (1992, S. 91). Aus der Hypnose seiner Extension aufgeschreckt, erkennt sich Narcissus für einen Moment im Teich (McLuhan, 1994).

Das Smartphone und mit ihm jedes Medium, das Welt vermittelt, muss im Gebrauch zwangsläufig transparent werden, da es sonst verstellt, was es zu zeigen beabsichtigt. Das Smartphone wird absorbiert vom Leib und die Möglichkeiten der Technik extendieren die Möglichkeiten des Leibes. Doch das Medium, als Extension des Leibes und seiner Sinne, ist nicht abstinert, es ist kein neutrales Instrument, durch das man blickt und das, was es zeigt, nicht in seiner je eigenen Weise verzerren und anderes verstellen würde. Es ist in seiner Konsequenz also kein distinkter Eingriff in das Weltverhältnis des Menschen, sondern erfasst es immer als Ganzes, in dem es das Weltphänomen selbst neu konstituiert (Slunecko, 2008).

Spuren einer sich verändernden Weltnahme

Wenn der Leib das Vehikel ist, durch das wir uns Welt aneignen, dann muss seine Extension durch das Smartphone auch im Konkreten das Weltnahmeprojekt modifizieren. Kaerlein verweist dazu in seinem Buch „Smartphones als Nahkörperstechnologie“ auf relevante Befunde, von denen ich einige aufgreifen möchte (2018, S. 214).

Ida, Matsuda und Okabe beschreiben bereits um das Jahr 2000 bei jungen Nutzer*innen von Mobiltelefonen das Phänomen einer „ambient virtual co-presence“ durch den Austausch kurzer E-Mail Nachrichten. Im Schnitt wird ein steter Austausch zwischen zwei bis fünf, maximal jedoch bis zu zehn Freund*innen aufrechterhalten, sowie zwischen romantischen Partner*innen. Von diesen Kontakten wird eine ständige Erreichbarkeit erwartet, Ausnahmen sind lediglich die Stunden in denen gearbeitet oder geschlafen wird. Da der Austausch stets nur ein vorläufiges Ende findet, ist die Kommunikation zwischen den Freund*innen oder Liebespartner*innen nie abgeschlossen, d.h. der Kommunikationskanal prinzipiell immer offen, wenn er auch vorübergehend in den Hintergrund tritt, bis eine Partei wieder einen Austausch anregt. In der Peripherie der Wahrnehmung ist der oder die jeweils andere immer verfügbar, d.h. in virtueller „Rufweite“ (Ito, Matsuda, & Okabe, 2005). Einem Großteil der Nachrichten wird weder ein wichtiger noch dringlicher Charakter zugeschrieben. Ihr Inhalt erschöpft sich oftmals in Information, die in physischer Kopräsenz dem oder der jeweils anderen selbst ohne explizite Interaktion evident wäre, wie etwa dessen oder deren

allgemeine Verfassung, oder gegenwärtige Beschäftigung. Trotz räumlicher Trennung entsteht so laut den Autor*innen der Eindruck einer intimen Teilhabe und virtuellen Kopräsenz. Zugleich geht damit aber auch die Schwierigkeit der gelegentlichen Abgrenzung einher. So wurde beispielsweise die Ankündigung einer Person gegenüber deren Freundin nun baden zu gehen von den Autor*innen als „virtual locking of the door“ interpretiert (Ito, Matsuda, & Okabe, 2005, S.266).

Eine andere Studie beschäftigte sich mit dem Einfluss des Smartphone-Gebrauchs auf die Praxis des Erinnerns. So hinterlässt unsere alltägliche Smartphone-Praxis „digitale Spuren“, die sich vorwiegend visuell dokumentieren. Im Kontext sozialer Medien geht die Produktion und Speicherung von Daten wie Fotos, Videos oder Kommentaren oftmals mit dem Teilen und Verbreiten dieser Inhalte einher. Informationen, die einmal digitalisiert in Umlauf gebracht werden, holen uns rekurrierend wieder ein und vergegenwärtigen Vergangenes. Digitale Archive in Form von Chat-Verläufen, Suchanfragen, Fotogalerien, Social-Media-Posts und ähnlichem sind nicht äquivalent mit Erinnerungen, bergen aber das Potenzial, ein Erinnern anzuregen. Im Umkehrschluss verlangt ein nachhaltiges Vergessen eine aktive Löschung dieser andernfalls persistierenden Dokumente (Hand, 2014).

Mit dem Smartphone tragen wir einen mobilen Internetzugang mit uns, wodurch sich der digitale Raum mit dem physischen Raum überlagert und ihn durchdringt. De Souza E Silva spricht diesbezüglich von einem hybriden Raum, der die konventionelle Vorstellung des Cyberspace als abzugrenzende, virtuelle Parallel-Welt überholt hat (2006). Da der Zugang zum Internet nicht mehr an das statische Endgerät des heimischen Computers gebunden ist, gestaltet sich der Übergang beinahe schwellenlos (De Souza E Silva, 2006). Wir verorten uns durch das Smartphone im Raum und erschließen Möglichkeiten der Interaktion mit unserer Umgebung durch das Smartphone, so lassen wir uns etwa durch die Stadt navigieren und zugleich Cafés und Bars entlang des Weges empfehlen (Kaerlein, 2018). Die fremde Umgebung ist medial bereits gesättigt mit Information: Jede Distanz ist ermessens, jede Einkaufsmöglichkeit finden wir beschrieben und bewertet, unser Zielort ist durch eine schnelle Bildersuche oder Googles‘ Street-View-Funktion schon ausgekundschaftet. Kursorisch eilen wir im Digitalen der physischen Erfahrung voraus. Allein ist darin die Erfahrung bereits verändert, die jener physische Raum birgt, der nun virtuell schon durchschritten, schon vertraut gemacht ist.

Möglichkeiten und Anwendungen des Smartphones prägen „das soziale Umfeld, die Umgebung oder Erinnerungen betreffende Wissensbestände“ als ein „verkörpertes Vermögen“

und entfalten eine transformatorische Wirkung auf die menschliche „Weltnahme“, d.h. auf die Art und Weise wie wir unserer Welt begegnen, verstehen und sie uns handelnd aneignen (Kaerlein, 2018, S. 215).

Methode

Gruppendiskussionsverfahren als Erhebungsmethode

Als Erhebungsmethode der Studie diente das Gruppendiskussionsverfahren nach Bohnsack. Das Verfahren widmet sich explizit kollektiven Orientierungen, anstatt Einzelmeinungen abzufragen, wie dies etwa in der Fokusgruppe erfolgt (Bohnsack, 2021). Mein Anliegen in dieser Arbeit ist es, die Auswirkungen der Smartphone-Nutzung und die Beschaffenheit dieses Wirkens an der Konstitution des Weltbezugs der Medienhandelnden zu explorieren. Gruppendiskussion und dokumentarische Methode nach Bohnsack erschienen dabei als geeignete Instrumente, um anhand des Diskurses der Teilnehmenden deren „handlungspraktische Herstellung von Wirklichkeit“ rekonstruieren zu können (Przyborski & Slunecko, 2020, S.629).

Das Gruppendiskussionsverfahren entwickelte sich in den 1950er Jahren im Frankfurter Institut für Sozialforschung, obschon der Fokus in der Interpretation zunächst auf psychodynamischen Prozessen der Individuen lag und somit das Geschehen innerhalb der Gruppe in der Auswertung ins Hintertreffen geriet. Werner Mangold erarbeitete daraufhin Konzepte, die sich dezidiert auf Phänomene der Kollektivität bezogen, und damit eine bloße Erhebung von Einzelmeinungen der Teilnehmer*innen transzendierte. Mangold beobachtete, dass besonders Diskussionen in homogenen Gruppen, d.h. in Gruppen deren Teilnehmer*innen sich in demographischen Merkmalen ähnelten, angeregte und interaktive Diskursdynamiken aufwiesen. Dies äußerten sich etwa durch einen rapiden Sprecher*innen-Wechsel. Teilnehmende fielen sich ins Wort, ergänzten aber oftmals inhaltlich und syntaktisch sinnvoll ihre Satzstrukturen, sodass die Aussagen kollektiv generiert wurden. Mangold nannte dieses Phänomen „Gruppenmeinung“ und nahm an, darin Einstellungen erheben zu können, die nicht erst in der spezifischen Situation der Gruppendiskussionen emergieren, sondern bereits im Kollektiv bestehen und in der Diskussion nur expliziert werden (Bohnsack, 2021; Riegler & Przyborski, 2020).

Die konkrete Gruppe ist dabei nicht Forschungsgegenstand, sondern steht lediglich repräsentativ für ihren demographischen Kontext (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Ralf Bohnsack knüpfte in den 1980ern an Mangolds Überlegungen an und versuchte die

interaktiven Elemente der Gruppendiskussionsverfahren im Zuge der Ausarbeitung der dokumentarischen Methode als Auswertungsmethode weiter zu erschließen. Dabei stützte sich Bohnsack auf das von Karl Mannheim geprägte Konzept des „konjunktiven Erfahrungsraums“. Dieses postuliert, dass die Kollektivität der Gruppe vorwiegend dadurch entsteht, dass die Teilnehmenden „Erfahrungen in strukturidentischer Weise machen“ (Riegler & Przyborski, 2020, S. 438). Angehörige eines solchen Erfahrungsraums teilen dieselben „Wissens- und Bedeutungsstrukturen“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S.91). Aufgrund der homologen Erfahrungen setzen die Teilnehmenden im Austausch diese Wissensstrukturen als selbstverständlich voraus, weshalb der Diskurs ein hohes Maß an Indexikalität aufweisen kann (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Schäffer nennt beispielsweise „geschlechts-, milieu-, generations- und bildungsspezifische[...] konjunktive[...] Erfahrungen“ die Erlebniszusammenhänge konstituieren, in denen die Teilhabenden ein habituelles Wissen ausbilden, das deren Alltagspraxen strukturiert und an dem sich ihr Handeln implizit ausrichtet (2001, S. 59). In Gruppen, die tatsächlich einen oder mehrere konjunktive Erfahrungsräume teilen, entsteht im Diskursverlauf eine gewisse Selbstläufigkeit, in der die Teilnehmenden sich weitgehend ohne Einmischung des oder der Diskussionsleitenden über ein Thema verständigen. Die Selbstläufigkeit des Diskurses stellt eine methodologische Bedingung dar, um kollektive Orientierungen der Gruppe identifizieren zu können. Die Gruppe muss diese im Gespräch selbst erst ausfindig machen, was sich in der Diskursdynamik dokumentiert. Angezeigt werden kollektive Orientierungen neben interaktiven und selbstläufigen Passagen zumeist durch Sequenzen mit einer hohen metaphorischen Dichte, in der die Teilnehmenden den Kern ihrer gemeinsamen Erfahrungen zu umreißen suchen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014).

Implikation des Verfahrens

Es sei darauf hingewiesen, dass das Sprechen über die Handlungspraxis mit dem Smartphone eine andere ist als der Vollzug jener Handlungspraxis selbst. Darin zeigt sich zwangsläufig anderes als etwa in der Verhaltensbeobachtung (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Dem Forschungsvorhaben ist damit aber kein Abbruch getan, denn die Methodik rekuriert in gewisser Weise auf die eingangs gestellte Frage: Wie kommt „Zuhandenes“ überhaupt zu Bewusstsein? Die Antwort fanden wir in der Irritation, der Störung, dem Modus der Defizienz. In der Artikulation dessen, was innerhalb eines Erfahrungsraums die Medienpraxis orientiert, ist von der thematisierten Medienpraxis abgesehen, bzw. ist der Bezug zu ihr in reflexiver Distanz gleichsam disengagiert. Bereits in der Aufforderung über das zu sprechen, womit in der alltäglichen Handlungspraxis zwar umgegangen wird, was

dabei aber zumeist athematisch bleibt, ist der ursprüngliche Bezug gestört. Die Störung des alltäglichen Weltbezugs, in dem ein Phänomen als Objektiviertes aus seinem Verweisungszusammenhang gerissen wird, um möglichst distinkt untersucht und ohne Konfundierung anderer Variablen erhoben zu werden, ist in der psychologischen Forschung prävalent (Benetka & Slunecko, 2023). Benetka und Slunecko kritisieren zurecht die Erhebungssituation, die sich der Konsequenz dieser Abstraktion nicht bewusst ist, stellen aber zugleich fest, dass „gerade die Störung von alltäglichen Vollzügen [...] zur Aufdeckung der unbewussten oder selbstverständlichen Bedingungen der Möglichkeit unserer Wahrnehmungstätigkeit beitragen [kann]“ (S. 53, 2023).

Feldzugang

Die Anforderungen an die Teilnehmer*innen wurden möglichst niederschwellig gehalten. Zumal sich für das Verfahren besonders Teilnehmer*innen mit einer gemeinsamen Erfahrungsbasis und einem homologen, existenziellen Hintergrund eignen, bot es sich an, nach Realgruppen zu suchen, die sich zumeist aufgrund dieser Ähnlichkeiten konstituieren. Realgruppen bestehen bereits außerhalb des Forschungskontextes und müssen daher nicht erst zum Zweck der Diskussion zusammenfinden (Loos & Schäffer, 2001). Daher wurde vor allem versucht, Freundesgruppen für die Diskussionen zu gewinnen. Eine Altersbeschränkung, um an den Diskussionen teilzunehmen, gab es keine. Die Teilnehmer*innen fielen letztlich in die Altersspanne zwischen Anfang zwanzig bis Ende dreißig. Die einzige verbindliche Voraussetzung, um an einer Gruppendiskussion teilzunehmen, stellte der gegenwärtige oder ehemalige Besitz eines Smartphones und seine gegenwärtige oder ehemalige, tägliche Nutzung. Tatsächlich fanden sich ausschließlich gegenwärtig aktive Smartphone-Nutzer*innen. Die Einladung zu den Gruppendiskussionen verbreitete ich über diverse Social-Media-Kanäle, hängte Flyer in Supermärkten und der Universität aus und bat Freund*innen und Bekannte in ihrem Umkreis darauf aufmerksam zu machen. Der Einladungstext lautete wie folgt:

texten, scrollen, surfen

Wie erlebst du dein Smartphone im Alltag?

Studienteilnehmer*innen gesucht!

Ich interessiere mich dafür, wie wir Smartphones alltäglich gebrauchen, was sie uns ermöglichen, wie sie uns zerstreuen, was wir tun, wenn sie uns einmal im Stich lassen...

Im Rahmen meiner psychologischen Masterarbeit möchte ich dich und deine Freund*innen, Kolleg*innen, Geschwister, Mitbewohner*innen zu einer Gruppendiskussion einladen, in der ihr euch über eure Erfahrungen mit dem Smartphone austauscht.

Habe ich dein Interesse geweckt, oder möchtest du gerne mehr erfahren? Dann freue ich mich, wenn du dich unverbindlich bei mir meldest.

Angegeben wurde meine Telefonnummer und E-Mail-Adresse. Der Flyer befindet sich im Anhang. Der Feldzugang gestaltete sich insbesondere zu Beginn sehr schleppend. Am erfolgreichsten erwies sich der Weg über Kontaktpersonen, die sich in ihrem Bekanntenkreis um Teilnehmer*innen bemühten und meine Einladung und Kontaktdaten weiterreichten. Nicht mit allen Interessent*innen kam es schließlich zu einer Diskussion. Da es bei einigen Gruppen, die ihre grundlegende Bereitschaft an einer Teilnahme bekundet hatten, nicht möglich war, einen passenden Termin zu finden.

Durchführung der Gruppendiskussion

Der Diskussion ging eine Aufklärung der Teilnehmenden voraus, über die Anonymisierung der Namen und der Verfremdung von Orten oder anderen unverkennbar auf konkrete Personen hinweisende Details sowie der Verpflichtung zu einem diskreten Umgang mit den mir anvertrauten Daten. Des Weiteren bedurfte die Tonaufzeichnung des Gesprächs der expliziten Einwilligung aller Teilnehmenden. Es wurde noch einmal darauf hingewiesen, wenn die Aufnahme gestartet wurde. Es empfahl sich, dies entweder direkt vor der Formulierung des Eingangsstimulus oder bereits etwas früher zu tun, um der Gruppe Zeit zu lassen, sich mit der Situation vertraut zu machen und eine mögliche anfängliche Reserviertheit abzubauen (Loos & Schäffer, 2001).

In der Gruppendiskussion selbst ist es die Aufgabe des Forschenden, insbesondere einen selbstläufigen Diskurs zwischen den Teilnehmer*innen anzuregen. So richten sich Interventionen immer an die gesamte Gruppe und auf eine moderierende Funktion im Sinne einer Regulierung der Redeanteile wird vollkommen verzichtet. Das soll der Gruppe signalisieren, ihren Diskurs selbst zu strukturieren, zumal nur in ihrer gegenseitigen Bezugnahme aufeinander kollektive Orientierung zum Vorschein kommen können (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Sobald der Eingangsstimulus erfolgt ist, gilt es sich daher als Forscher in Zurückhaltung zu üben und sich nicht in eine aktiv beitragende Rolle verwickeln zu lassen. Insbesondere zu Beginn kann diese Passivität des Gruppenleiters für Verunsicherung unter den Teilnehmenden sorgen, weshalb der Gruppe vorab das intendierte Vorgehen und der grobe Ablauf der Diskussion erklärt werden sollte. Entfacht sich dennoch

nicht gleich ein selbstläufiger Diskurs kann es hilfreich sein, den Eingangsstimulus noch einmal zu wiederholen. Als nützliches Instrument hat sich aber auch schlichtweg ein ausdauerndes Schweigen erwiesen (Loos & Schäffer, 2001). Gelingt die Überwindung der ersten Irritation und die Gruppe findet nach einer Phase des gegenseitigen Abtastens zu den Gemeinsamkeiten ihrer Erfahrung, stellt sich schnell Selbstläufigkeit ein. In immanenten Nachfragen kann auf von der Gruppe aufgeworfene Themen eingegangen werden. Ist das immanente Potenzial der Gruppe ausgeschöpft, d.h. anhand der abflauenden Dramaturgie des Gesprächs erkennbar, dass sie ein Thema in genügendem Ausmaß bearbeitet hat, können in einer exmanenten Phase noch einmal Themen initiiert werden. Aspekte, die bis dato keine Beachtung gefunden haben, aber zum Beispiel für die Vergleichbarkeit zwischen den Gruppen wichtig sind, oder für das Forschungsinteresse unentbehrlich sind, können nun eingebracht werden. In einer letzten direktiven Phase können Widersprüche des Diskurses konfrontativ angesprochen werden, um eine argumentative Auseinandersetzung anzuregen (Loos & Schäffer, 2001). Während die durch Vagheit und Fragereihungen angestoßenen detaillierten Erzählungen und Beschreibungen der immanenten und exmanenten Phase vorwiegend helfen die Handlungspraxis zu rekonstruieren, stößt die direktive Phase eine eher theoretische Reflexion an, in der gegebenenfalls die Gruppe eine, ihr als gemein identifizierte, Orientierung gegenüber Inkonsistenzen argumentativ behaupten muss (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Darin kann sich beispielsweise erweisen, ob eine Orientierung tatsächlich eine handlungsanleitende Funktion erfüllt (Loos & Schäffer, 2001). Abschließend kann erfragt werden, ob die Teilnehmenden noch Themen ergänzen möchten und erst wenn eventuelle Nachträge erfolgt sind, sollte das Aufnahmegerät gestoppt werden.

Eingangsfrage und Setting

Im Gruppendiskussionsverfahren werden die Bedingungen, unter denen ein Phänomen in der Lebenswirklichkeit der Teilnehmenden zur Erfahrung kommt, nicht im selben Maße abstrahiert und kontrolliert, wie etwa in der Laborsituation, vielmehr ist es weitgehend der Gruppe überlassen, diese Bedingungen zu explorieren. Themen werden vorgeschlagen, ohne sie von vornherein in einen Orientierungsrahmen einzubetten. Das Forschungsinteresse folgt dabei den Relevanzen der Gruppe. Für das konkrete Forschungsvorhaben bedeutet dies, den Teilnehmenden das Smartphone thematisch nicht etwa als ein Vehikel der Konstitution ihres Weltbezugs vorzugeben, sondern es in „demonstrativer Vagheit“ zu belassen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S.99). So lautete der Wortlaut der Eingangsfrage:

„Wie ihr wisst, interessiere ich mich für Smartphones und wie wir sie im Alltag benutzen. Mich würde interessieren, wie eure persönlichen Erfahrungen mit dem Smartphone aussehen, welche Rolle nimmt das für euch ein? Könnt ihr mir mal erzählen seit wann ihr Smartphones benutzt und wie sich so euer Alltag damit gestaltet, also wie euer individueller Umgang konkret aussieht? Jeder geht da ja ein wenig anders vor und ich würde mich dafür interessieren, wie das eben so bei euch ist, also was ihr da für Erfahrungen sammelt und was ihr damit macht. Vielleicht könnt ihr mir das mal ganz detailliert erzählen.“

Die Fragereihung soll Erzählungen generieren, in der die Medienpraxis von den Teilnehmenden rekonstruiert wird. Obschon das Smartphone, wie bereits zu Beginn eingestanden, mir selbst als Forschendem nicht fremd ist und dies vorzugeben auch kaum glaubhaft wäre, näherte ich mich doch der spezifischen Medienpraxis der Gruppe aus einer Haltung „methodisch kontrollierter Fremdheit“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S.99). Das heißt, dass die Expertise *ihrer* Medienhandelns bei der Gruppe liegt, da sich ihre Praxis vor dem Hintergrund ihres konjunktiven Erfahrungsraums auf je eigene Art und Weise entfaltet (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014).

In einem ersten Impuls bot sich das Smartphone zur Aufzeichnung der Gespräche an. Wie schon bei der Kontaktaufnahme, die bei vielen Teilnehmer*innen maßgeblich über Textnachrichten erfolgte, stellte ich jedoch fest, wie sehr sich der Gegenstand der Arbeit der Methode aufdrängte. Darauf bedacht, dass mir der Gegenstand nicht wieder in seine Zuhandenheit entgleite, entschied ich mich, auf das Smartphone zu verzichten. Als Aufnahmegerät diente stattdessen der Digitalrecorder Olympus LS-12, der mir freundlicherweise vom Vienna Anthropology Lab zur Verfügung gestellt wurde.

In allen drei Gruppendiskussionen wurde zudem ein Ausschnitt aus dem Kurzfilm „Noah“¹ von Woodman und Cederberg aus dem Jahr 2013 angeschaut und als Ausgangsmaterial für einen Vergleich zur Medienpraxis der Teilnehmenden genutzt. Der Kurzfilm zeigt das Medienverhalten eines Jugendlichen an seinem Computerbildschirm. Das Augenmerk der Gruppe sollte weniger auf die Handlung des Films als auf die Art und Weise des Medienhandelns, das darin gezeigt wird, gelenkt werden. Deshalb wurde der Film jeweils nur bis zur Minute 4 und 40 Sekunden abgespielt. Daraufhin wurde folgende Frage gestellt:

„Wir haben jetzt einen kleinen Filmausschnitt gesehen, in dem wir ein Teenager beobachtet haben, was er so an seinem Computer macht? Wie gings euch dabei? Vielleicht

¹ Abrufbar unter dem Link: <https://www.filmsforaction.org/watch/noah/> (Stand 26.07.24)

könnt ihr mir mal von euren Eindrücken erzählen? Wie ist das, wenn ihr das mit euch vergleicht, also mit der Art und Weise wie ihr selbst euer Smartphone nutzt?“.

Der Filmimpuls wurde gesetzt, wenn der selbstläufige Diskurs der Gruppen abflaute. Das pointierte, aber nicht abwegige Material, demonstriert den rapiden Wechsel der Aufmerksamkeit in sich überlagernden, digitalen Settings. Durch den distanzierten Blick auf die Medienpraxis eines Dritten sollten die Teilnehmenden angeregt werden, Parallelen oder Kontraste zum eigenen Verhalten am Smartphone auszumachen.

In der ersten der drei abgehaltenen Gruppendiskussionen wurden die Teilnehmenden gebeten, ihre Smartphones vor sich auf den Tisch zu legen. Der theoriegeleitete Gedanke dahinter war, den zunächst und zumeist zuhandenen Bezug der Teilnehmenden zu ihrem Smartphone zu stören und ihn der Gruppe dadurch thematisch zu erschließen. Die heideggersche "Aufsässigkeit" gründet dabei nicht in dem sich verwehrenden Gerät, sondern im Entzug ihres selbstverständlichen Zugriffs. Da die Zuwendung nur unter den Augen der Gruppe erfolgen kann und sich dabei meiner Bitte als Diskussionsleitenden widersetzt werden muss, wäre den Teilnehmenden die aus- und übergreifende Affektion durch das Smartphone womöglich besonders spürbar. Zumal damit aber zugleich eine künstliche Situation geschaffen wurde, die dem Anliegen des Gruppendiskussionsverfahren zuwiderläuft, wurde in den anderen Diskussionen von diesem Vorgehen abgesehen. Die angeordnete Enthaltsamkeit erwies sich ohnehin als überflüssig, zumal sich zeigte, dass auch die anderen Gruppen den Verzicht auf eine Beschäftigung mit dem Smartphone während der Diskussion als implizit ansahen.

Transkription

Zur Abschrift der Gruppendiskussionen wurde das Transkriptionssystem TiQ für „Talk in Qualitative Social Research“ verwendet. Die Teilnehmenden erhalten dabei eine Maskierung, d.h. um sie als Sprecher im Transkript zu identifizieren wird der erste Buchstabe ihres anonymisierten Namens verwendet und durch f für feminin und m für maskulin, bzw. gegebenenfalls d für divers ergänzt, um dem oder der Sprechenden ein Geschlecht zuzuordnen. Der Gruppendiskussionsleiter bekommt die Maskierung Y, ebenfalls ergänzt durch m, f oder d. Die Zeilen werden durchgehend nummeriert, um in der Interpretation später auf sie Bezug nehmen zu können und ein Zurechtfinden zu erleichtern. Satzzeichen dienen ausschließlich dazu, über die Intonation der Sprechenden Aufschluss zu geben, weswegen nach ihnen klein weitergeschrieben wird. Beim Neuansetzen eines*r Sprechenden wird großgeschrieben, ebenso bei Substantiven. Im Transkriptkopf ist der Name der Passage

vermerkt sowie der Name der Gruppe und das Datum, an dem die Diskussion durchgeführt wurde. Ebenso wird der entsprechende Timecode der Passage in der Aufzeichnung angeführt, die Dauer der Passage sowie der Name des/der Transkribent*in (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014). Eine genaue Erläuterung der Zeichen findet sich im Anhang. Diese wurde Przyborski & Wohlrab-Sahr (2021, S.219-220) entlehnt. Im Nachfolgenden möchte ich einen beispielhaften Ausschnitt eines Transkripts anführen. Die entsprechende Passage „Generelle Panik?“ wird später noch Gegenstand eingehender Analyse sein.

Transkript: Projekt: Smartphone

Gruppe: 2

Passage: Generelle Panik

Datum: 23.05.2024

Timecode: 1:25:03 bis 1:25:46

Dauer: 0 min 43 sek

Transkription: Henri Leonard

- 1 Tm: Wenn: ihr euer Handy verliert s=oda=s kaputt geht kommt=s imma auf die Situation an. (.)
2 wo ihr grad seids, damit ihr Panik kriegt=oda kriegt ihr generell Panik?
- 3 Hf: L generell Panik.
- 4 Jf: °Joah.°
- 5 Tm: Ho- ge- du kriegst genrell Panik ja? ((belustigt)) (1) Weil als wir nach Danzig gfahrn
6 sind, hat=s kurz net funktioniert un=du warst sofort so (.) wuah
- 7 Hf: L MhmJ L Ja ich dachte es geht kaputt weil der
- 8 Lf: L JaaJ
- 9 Hf: Bildschirm auf einmal schwarz war und nich mehr reagiert hat.
- 10 Tm: L Aber wir waren ja zu viert (.) des wär ja völlig wu:rscht
11 gwesen (einfach)
- 12 Hf: L Jaa::, n- d- aba dann hätt ich euch irgendwo verlo:ren, (.) dann:: (.) ja. (.) nee. (.)
13 °ich hätt da echt Panik ghabt.° (1)@(2)@
- 14 Lf: L @(Heh im Auto.)@ J L@(1)@J
- 15 Jf: L@(1)@J

Dokumentarische Methode als Auswertungsmethode

Die Dokumentarische Methode nach Bohnsack wurde zur Auswahl und Interpretation der Passagen aus den Gruppendiskussionen herangezogen. Sie dient der Rekonstruktion kollektiver Orientierungen und der Analyse kollektiver Prozesse, weshalb sie sich für die Anwendung auf, aus Gruppendiskussionsverfahren gewonnenem, Datenmaterial anbietet. Die in den Äußerungen der Gruppen und den Schilderungen ihrer Handlungen zum Ausdruck kommenden Orientierungen sollen in der Analyse sowohl des immanenten, insbesondere aber des dokumentarischen Sinngehalts verstanden werden, um so die Sinnstrukturen einer Handlungspraxis rekonstruieren zu können. Die immanente Sinnenebene, ist die Ebene des unmittelbar Gesagten, das aus seinem immanenten Gehalt heraus begriffen werden kann, d.h., ohne dass eine Kenntnis kontextueller Informationen nötig wäre, die diesen Gehalt überschreiten (Loos & Schäffer, 2001). Dabei handelt es sich um ein der Gruppe explizit verfügbares Wissen. Auf Ebene des dokumentarischen Sinngehalts hingegen geht es weniger um den, von den Sprecher*innen intendierten und daher zu verantwortenden, Aussagegehalt ihrer Kommunikation als darum, was sich in der Art und Weise ihrer Kommunikation über die Gruppe zeigt (Bohnsack, 1997). Anhand des dokumentarischen Gehalts, d.h. vereinfacht „Wie“ etwas gesagt wird, können die Konstitutionsbedingungen einer Orientierung nachvollzogen werden, da beispielsweise die spezifische Metaphorik, auf die sich eine Gruppe verständigt, nicht als arbiträr betrachtet wird, sondern als Dokument der Genese ihrer kollektiven Sinnstrukturen, die ihre Handlungspraxis durchsetzen und in ihren gemeinsamen Erlebniszusammenhängen wurzeln (Bohnsack, 2014).

Thematischer Verlauf

Als erster Schritt wird beim Anhören der Aufzeichnung ein thematischer Verlauf der Diskussion verfasst, bei dem zusammenhängende Passagen und Themenwechsel markiert und mitsamt ihres jeweiligen Timecodes in der Aufzeichnung und betreffenden Thematik notiert werden. Passagen stellen die kleinste Einheit dar, die eine Interpretation möglich machen und bedürfen zumindest drei interaktiven Diskursbewegungen, die aus dem Aufwerfen eines Themas, seiner Bearbeitung und seinem Abschluss bestehen. Zur Klärung der Frage, welche Passage nun zur Transkription ausgewählt werden sollte, kann sowohl die interaktive Dichte als auch die inhaltliche Relevanz einer Passage für das Forschungsinteresse als Kriterium herangezogen werden (Przyborski, 2004). Im Folgenden werde ich exemplarisch einen Teil des tabellarisch dargestellten, thematischen Verlaufs der Diskussion der Gruppe 2 zwischen dem Zeitpunkt 1:22:54 und 1:29:32 anführen, der sich vollständig im Anhang findet. Markiert

ist eine Passage, die transkribiert wurde. Die Anzahl der Ausrufezeichen deutet auf das Maß an Interaktivität respektive der inhaltlichen Relevanz, in Bezug auf das Forschungsinteresse, hin.

Thema	Zeit	Interaktivität	Inhaltliche Relevanz
Notruf	1:22:54-1:23:41	!!!	!!!
Memos	1:23:41-1:25:03	!	!
Panik bei Handyverlust	1:25:03-1:25:46	!!!	!!!
Kontakt wiederherstellen	1:25:46-1:26:54	!!	!!
Großmutter geht nicht ans Handy, Großmütter haben Smartphones?	1:26:54-1:29:32	!!!	!!!

Formulierende und reflektierende Interpretation

Die Interpretation lässt sich aufgliedern in formulierende und reflektierende Interpretation. Während in ersterer vor allem der immanente Sinngehalt durch Paraphrasierungen festgehalten wird und die milieuspezifische Sprache der Gruppe in die des/der Forschenden übersetzt wird, widmet sich letztere dem dokumentarischen Sinngehalt (Loos & Schäffer, 2001). In der formulierenden Interpretation wird eine transkribierte Passage in thematische Abschnitte untergliedert, darin stellt ein Oberthema (OT) eine breitere inhaltlich abgeschlossene Abhandlung der Gruppe mit einem Thema dar, die wiederum in inhaltliche enger gefasste Unterthemen aufgeteilt werden kann. Ziel ist es, das Thema des Abschnitts sinngemäß in die Sprache des Forschenden zu übersetzen und somit den immanenten Sinngehalt der Interaktion zu fassen und dabei die Struktur, wie sie die Gruppe in der Diskussion hervorgebracht hat, beizubehalten. Bei Aussagen, die von hoher Indexikalität geprägt sind und deren Sinn erst durch eine reflektierende Interpretation zugänglich, oder womöglich, aus Mangel an Kontextwissen, überhaupt nicht zu entschlüsseln sind, ist es möglich die Gruppe auch wörtlich zu zitieren. Ebenso verhält es sich bei Formulierungen, die den immanenten Sinngehalt bereits präzise wiedergeben, sodass eine Umformulierung diesen Sinngehalt nur verfremden oder unnötig verkomplizieren würde. Anhand der formulierenden Interpretation kann, unter Einbezug des Transkripts, intersubjektiv nachvollzogen werden, ob der oder die Forschende die immanente Sinnenebene verstanden hat, oder ob es bereits hier zu Verständnisschwierigkeiten kam, wodurch auch jede weitere Interpretation auf dokumentarischer Ebene unweigerlich in Mitleidenschaft gezogen wird (Przyborski &

Wohlrab-Sahr, 2014). Im Folgenden findet sich ein exemplarischer Ausschnitt der formulierenden Interpretation der transkribierten Passage „Generelle Panik“ (Timecode 1:25:03-1:25:46), die vollständig im Anhang zu finden ist.

Gruppe 2

Passage: Generelle Panik

Formulierende Interpretation

OT Z. 1-22 Verlust oder Defekt des Smartphones führt zu Panik

UT Z. 1-5 Panik ist situationsunabhängig

Führt der Verlust oder Defekt des Smartphones allgemein zu einem Panikzustand oder ist dies situationsbedingt? Hf versetzt es allgemein in Panik.

UT Z. 5-9 Fehlfunktion des Smartphones

Während der Fahrt nach Danzig dachte man, das Smartphone wäre defekt, aufgrund einer Fehlfunktion des Bildschirms.

UT 10-22 Man hätte die Gruppe verlieren können

Zu viert wäre das defekte Smartphone egal gewesen. Man hätte jedoch die Gruppe verlieren und an einer Raststätte versehentlich zurückgelassen werden können. Es löst sofort Panik aus.

Wie bereits aus diesem kleinen Abschnitt der Passage hervorgeht, lässt sich die Kommunikation der Gruppe auf immanenter Ebene kaum suffizient darstellen, um zu einem adäquaten Verständnis des Gesprächs zu gelangen. Durch Satzabbrüche und Einwürfe ergibt sich in der formulierenden Interpretation bereits die Versuchung, sich, angesichts der zuweilen chaotisch anmutenden wörtlichen Rede, der Strukturierung des Gesprochenen zu bemächtigen und sie, zugunsten der Verständlichkeit, der ursprünglichen Ordnung ihrer Urheber*innen zu entfremden. Manche Aussagen lassen sich auch nur durch Kontextualisierung und Verknüpfung mit ihren konstitutiven Sinnstrukturen verstehen, die sich homolog im Verlauf der Diskussion immer wieder hervortun.

In der reflektierenden Interpretation wird nun die Arbeit geleistet, Orientierungen zu identifizieren und zu explizieren, die der Gruppe selbst nicht begrifflich-theoretisch verfügbar sind, sondern die sich wiederholt in der Schilderung ihrer Praxis als auch im Gespräch selbst, in ihrer Metaphorik, oder indem sie von den Teilnehmenden performativ inszeniert

werden, dokumentieren. Als zugrundeliegende Sinnmuster strukturieren sie Handlungen oder stoßen sie an. Die kollektiven Orientierungen zu rekonstruieren, ist das Ziel der reflektierenden Interpretation (Przyborski, 2004).

In der nachfolgenden Ausführung werde ich einige Begrifflichkeiten klären, die der Terminologie der dokumentarischen Methode entstammen und uns in der Analyse der Diskussionen noch dienlich sein werden. Ich beziehe mich dabei auf das „Begriffsinventar zur Diskursorganisation“ nach Przyborski (2004, S. 61-76).

Konkret wird in der reflektierenden Interpretation nach dem Orientierungsrahmen der Gruppe gesucht, der sich zwischen einem positiven Horizont, auf den die Orientierung hinstrebt, und einem negativen Gegenhorizont, von dem sie sich distanziert und dem es zu entgehen gilt, aufspannt. Das Enaktierungspotenzial ist die Möglichkeit den negativen Horizont abzuwenden und den positiven Horizont im Handeln zu realisieren. Die Gruppe steht vor einem Orientierungsdilemma, wenn eine Enaktierung nicht möglich ist, etwa weil negativer und positiver Horizont einander ausschließen. In den Beiträgen der Gruppe wird also nach der Umgrenzung einer Orientierung gesucht (Przyborski, 2004). Des Weiteren sind die Diskursbewegungen, als Art und Weise wie die Teilnehmer*innen der Gruppendiskussion aufeinander Bezug nehmen und welche Funktion ihre Redebeiträge im Diskurs erfüllen, Gegenstand eingehender Analyse. Wie bereits erwähnt, stellt das Minimum notwendiger Diskursbewegungen einen Dreischritt gegenseitiger Bezugnahme, in der Auseinandersetzung mit einem aufgeworfenen Inhalt, dar. Dieser besteht aus Proposition, Validierung oder Elaboration und Konklusion. In einer Proposition wird ein Orientierungsgehalt, oder zumindest ein Teil einer Orientierung erstmals eingeführt, dieser kann dann durch andere Teilnehmer*innen eine Bestätigung, sprich eine Validierung erfahren. Dabei lassen sich propositionale und performativische Validierungen unterscheiden. Erstere wiederholen sinngemäß die Orientierung, die in der Proposition vorgebracht wurde, letztere bekräftigen lediglich die Zustimmung zu jener Proposition beispielsweise durch Bejahung oder Äußerungen wie „stimmt“, „genau“, „sehe ich auch so“ etc.. In Elaborationen wird eine Orientierung bearbeitet, indem sie durch Beschreibungen oder Erzählungen exemplifiziert oder durch Argumentation untermauert wird. In Konklusionen findet die Auseinandersetzung mit einer Orientierung ihren (vorläufigen) Abschluss. Dies geschieht, indem sie noch einmal formuliert, bewertet oder generalisiert wird, also auf einen breiteren Kontext angewendet wird, als in der Proposition zunächst vorgeschlagen, oder indem widersprüchliche Aspekte aufgelöst und zusammengeführt werden können, in Form einer Synthese. Synthesen tauchen

zur Beendigung antithetischer Diskurse auf, d.h. wenn auf eine, in einer Proposition aufgeworfene, Orientierung eine andere gegensätzliche Orientierung eingebracht wird. Erfolgt auf einen solchen Einwand keine Synthese, so spricht man dabei nicht von einer Antithese, sondern von einer Opposition. Eine Opposition weist darauf hin, dass eine Gruppe nicht zu einer gemeinsamen Orientierung findet, weil zwei Orientierungen nicht zu vereinbaren sind. Ein oppositioneller Diskurs kann dadurch nur von einer rituellen Konklusion abgeschlossen werden. Dabei kann die Gruppe beispielsweise in einer Metarahmung die Opposition durch eine dritte irrelevante Orientierung stellvertretend auflösen, das Thema verschieben, in einer rituellen Synthese zu einer scheinbaren Übereinkunft kommen oder dem Thema generell seine Relevanz absprechen. In einer Transposition wird ein Thema beendet, aber zugleich ein neues Thema eingeführt, dass an dem Orientierungsgehalt der vorangegangenen Proposition festhält. In einer Differenzierung, die ebenfalls eine Art der Elaboration darstellt, wird der Geltungsbereich einer Orientierung eingegrenzt bzw. seine Horizonte enger gefasst. Ratifizierungen sind uneindeutige Hörersignale wie „mhm“ oder „hm“, die zwar darauf schließen lassen, dass der oder die Hörer*in das Gesagte verstanden bzw. zur Kenntnis genommen hat, aber nicht zweifelsfrei als Validierungen des Gesagten gedeutet werden können. Eine Analyse der Intonation kann jedoch in manchen Fällen Aufschluss über eine mögliche Funktion des Hörersignals geben. In einer Divergenz streben, ähnlich wie bei der Opposition, Orientierungen auseinander, werden aber nicht als gegensätzlich behandelt, sondern eingebracht, als wären sie einander konform. Ihr Abschluss findet dadurch meist durch eine rituelle Synthese statt, in dem die Unstimmigkeit in einen anderen Kontext verlagert, zwar nicht wirklich aufgelöst, aber Dissonanzen vermieden werden.

An dieser Stelle möchte ich einen Ausschnitt der reflektierenden Interpretation anführen, wie er sich vollständig im Anhang findet.

Reflektierende Interpretation

Z. 1-2: Frage mit propositionalem Gehalt

Tom proponiert in seiner Frage, dass der Verlust oder Defekt des Smartphones zu Panikgefühlen führt. Tom erfragt, ob die Panikzustände bei den Anderen bestimmte situative Umstände bedürfen oder allein durch Verlust oder Defekt des Smartphones ausgelöst werden. Er wendet sich als Unwissender an die Frauen, ist also selbst nicht von dem Phänomen betroffen. Seine Distanziertheit zu der Thematik verweist darauf, dass ihm die Panik beim Smartphoneverlust fremd ist. Implizit angelegt ist damit auch das Ideal, sich von der defizienten Technik nicht verunsichern zu lassen, das er gegenüber der Gruppe verkörpert.

Z. 3: Elaboration im Modus der Kommentierung

Hannah elaboriert in einem knappen Kommentar, dass es sich um eine „generelle Panik“ (Z. 3) handelt und greift damit Toms Formulierung direkt auf.

Z.4: Ratifizierung

Johannas leises Hörsignal bezieht sich auf Hannahs Beitrag. Es ist nicht eindeutig als Validierung auszumachen.

Z.5: Versicherung richtig verstanden zu haben, latente Opposition

Hannahs Aussage in eine „generell[e] Panik“ (Z. 3) zu verfallen, wird von Tom mit fragender Intonation wiederholt. Daher handelt es sich nicht um eine propositionale Validierung, die auf eine übereinstimmende Orientierung verweist, es wird aber auch noch keine eindeutige Opposition artikuliert. Tom gibt vor, sich zu versichern, dass er sie richtig verstanden hat. Er wartet aber nicht ab, dies von ihr bestätigt zu bekommen, weshalb der Nachfrage eine rhetorische Funktion zukommt. Die Wortabbrüche zu Beginn seiner Wortmeldung, in denen sich Tom verhaspelt, dokumentieren ein gesteigertes Erregungsniveau, die Hannahs Aussage in ihm auslöst. Ihre Medienverhalten fällt für Tom in den negativen Horizont.

Z. 5-6: Elaboration im Modus der Exemplifizierung

Er führt einen Ausflug an, in der er besagtes emotionales Erleben anhand ihres Verhaltens beobachten konnte. Dieses Verhalten wird von ihm nicht durch einen Begriff mit lexikalischer Bedeutung ausgedrückt, sondern durch die Interjektion „wuah“ (Z. 6). Darin inszeniert er performativ Hannahs damaligen emotionalen Zustand.

Analyse

Gruppe 1

Einleitung

Die erste Gruppendiskussion fand in den Räumlichkeiten einer psychotherapeutischen Praxis statt, die mir freundlicherweise von meinem Vater zur Verfügung gestellt wurde. Es handelte sich um einen hellen Raum, mit vielen bequemen Sitzmöglichkeiten und ich sorgte für Snacks und Getränke. Die Gruppe setzte sich aus drei jungen Frauen zusammen, die ich im Folgenden Adana, Carolin und Betty nennen werde. Adana hatte sich auf meine Einladung gemeldet und zwei Freund*innen motivieren können, mit ihr an der Gruppendiskussion teilzunehmen. Da einer der Freund*innen jedoch kurz vor dem vereinbarten Termin erkrankte und sich deshalb für die Diskussion entschuldigen musste, schrumpfte die Gruppe zunächst

auf Adana und ihre Freundin Carolin zusammen. Da ich methodische Bedenken hatte, ob das Gruppendiskussionsverfahren und die dokumentarische Methode auch in dieser Konstellation fruchtbar gemacht werden könnten, bat ich Betty zu der Gruppe hinzuzustoßen.

Dementsprechend handelte es sich nicht mehr um eine natürliche Gruppe, zumal nur zwei Teilnehmerinnen einander kannten, die dritte Person aber zugeteilt wurde. Aufgrund einiger vergleichbarer Merkmale ging ich jedoch davon aus, dass die Frauen mindestens einen konjunktiven Erfahrungsraum teilen. Neben dem Geschlecht sah ich diesen in einem ähnlichen Bildungsgrad, der Nähe zum studentischen Milieu und ihren Wurzeln in einem dörflich geprägten Umfeld. Zudem wohnen alle Teilnehmerinnen noch oder wieder im Haus der Eltern.

Adana und Carolin sind Mitte zwanzig. Carolin studiert einen technischen Studiengang und freundete sich während eines Ferienjobs mit Adana an. Letztere hat ebenfalls ein technisches Fach studiert, ihr Bachelor-Studium jedoch kürzlich abgeschlossen und ist berufstätig. Betty ist zum Zeitpunkt der Diskussion 26 Jahre alt und studiert eine Fächerkombination auf Lehramt.

Die Diskussion fand am Nachmittag des 04.05.24 statt und begann etwas später als vereinbart. Während Betty pünktlich zur verabredeten Uhrzeit erschien, verspäteten sich Adana und Carolin. Die Joining-Phase mit Betty fiel dadurch recht lange aus, während ich sie nach dem Eintreffen von Adana und Carolin recht kurzhielt, da Betty angegeben hatte, am Abend verabredet zu sein. Rückschauend wäre es geboten gewesen, sich hier dennoch länger Zeit zu nehmen, gerade weil die Teilnehmerinnen einander nicht alle kannten. Der Diskurs gestaltete sich insbesondere zu Beginn sequenziell und es gelang der Gruppe nur langsam dieses Muster abzulegen. Die Gruppe reagierte in Pausen abwartend und verließ sich zunächst darauf, thematisch durch meine Nachfragen geführt zu werden. Den Teilnehmerinnen war die Interviewsituation also anfänglich sehr präsent und sie richteten ihre Beiträge mehr an mich als an die Gruppe selbst. Es etablierte sich für sie erst nach einiger Zeit, auch eigenständig Themen zu initiieren und an Beiträge anderer Teilnehmerinnen direkt anzuknüpfen, sie zu kommentieren oder sie noch währenddessen aktiv zu validieren. Das Niveau der Interaktivität fiel im Vergleich zu den anderen (natürlichen) Gruppen dennoch verhalten aus.

Interessanterweise ergaben sich insbesondere Parallelen zwischen dem Medienhandeln Carolins und Bettys. Betty trat selbstbewusst auf und ergriff auf meine Fragen oft als erste das Wort. Sie sprach unbefangen von ihrem Medienhandeln am Smartphone und äußerte sich weniger kritisch als Carolin und Adana. Adana verfolgt eine sehr kontrollierte Medienpraxis.

In der Gruppendiskussion suchte sie die Erzählungen der anderen oft auf einer abstrakteren Ebene zu fassen. Die Teilnehmerinnen strebten in dem Diskurs vor allem danach, Gemeinsamkeiten ihrer Praxis zu identifizieren und hervorzuheben. Neben der Rolle des Smartphones in Beziehungen, war ein dominierendes und in verschiedenen Facetten auftretendes Thema ein Sicherheitsgefühl, das sich für die Frauen mit der Gewissheit um die Verfügbarkeit des Smartphones und dessen Anwendungen einstellt. Die Diskussion dauerte knapp unter eineinhalb Stunden.

G1.1 Eingangspassage

Bei dem folgenden Ausschnitt handelt es sich um die Eingangspassage der Gruppe. Die transkribierte Passage erstreckt sich über eine Dauer von fast fünf Minuten und folgt auf eine Erläuterung zum Ablauf der Diskussion, etwa zwei Minuten nachdem das Aufnahmegerät eingeschaltet wurde.

- 1 Ym: Eh:m, joa, äh ich denk äh das: (.) das Thema is bekannt, äh ich beschäftige
- 2 mich mit ähm Smartphones ((schniefen)) äh, (.) ich weiß=nich; wer von euch (.)
- 3 hat sein Smartphone dabei? (2)
- 4 Cf: LJa:, @(1)@
- 5 Bf: L@(1)@
- 6 Af: L@(.)@
- 7 Ym: Ja::, (.) äh:m, wenn ih=mögt äh dürft ihr das mal rausholen (.) u:nd gerne vor
- 8 euch auf den Tisch legen ((klappern)) äh::m ((klappern)) () ((einatmen,
- 9 räuspern)) ähm (2) ((klappern)) ähm mich würde interessieren, ähm wi::e eure
- 10 persönlichen Erfahrungen mit dem Smartphone aussehen, ähm also: (.) jeder
- 11 hat da ja: n- (.) n=recht individuellen Umgang ähm, und mich würde da eben
- 12 interessieren was genau macht ihr mit eurem Smartphone wie sieht euer Alltag
- 13 damit aus: (ehm) welche Rolle nimmt es für euch ein (.) vielleicht, seit wann:: ihr
- 14 Smartphones benutzt, und ähm ja einfach euren ähm individuellen (.) Gebrauch
- 15 individuellen Umgang und eure Erfahrung (.) °damit° gerne sehr detailliert ähm
- 16 mal zu erzählen.
- 17 (5)

Zu Beginn der Diskussion rufe ich den Teilnehmerinnen den interessierenden Gegenstand in Erinnerung, wobei ich dabei recht vage von „Smartphones“ (Z. 2) spreche, anstatt zu spezifizieren, dass ich vielmehr an dem Medienhandeln mit dem Smartphone interessiert bin. Die Thematik wurde jedoch zu diesem Zeitpunkt bereits etabliert, worauf ich

in Zeile 1 verweise. Zumal ich mich in dieser Gruppendiskussion dafür entschied, die Teilnehmerinnen zu bitten, ihr Smartphone vor sich abzulegen, möchte ich zunächst in Erfahrung bringen, ob die Frauen ihr Smartphone bei sich haben (Z. 2-3). Meine Frage scheint erst einmal Erstaunen auszulösen, bevor mir Carolin nach einer kurzen Pause antwortet. Die Frage empfindet die Gruppe offenkundig als obsolet. Dass ich sie dennoch stelle, sorgt sowohl für ein gewisses Befremden als auch für einstimmiges Gelächter, das bei den Teilnehmerinnen simultan einsetzt. Es wird meiner Bitte nachgegeben, das Smartphone auf den Tisch zu legen, was sich in der Tonaufnahme als Klappern vernehmen lässt, während ich die entstehende Pause mit einigen Verzögerungslauten (Z. 8, 9 „ähm“) überbrücke. Anschließend formuliere ich den Eingangsstimulus nochmals genauer. Ich proponiere darin, dass der „individuelle Umgang“ (Z. 11) „Erfahrungen mit dem Smartphone“ (Z. 10) nach sich zieht, die artikuliert werden können und rege an, diese in der Gruppe zu teilen. Ich verlange eine Rekonstruktion ihrer alltäglichen Handlungspraxis (Z. 11-13) und vermeine, dem Smartphone komme im Alltag der Frauen eine spezifizierbare „Rolle“ (Z. 13) zu. Ebenso frage ich nach dem Zeitpunkt, seitdem ein Smartphone genutzt wird (Z. 13-14).

18 Bf: Ich kann anfangn (.) wenns ok=isch?

19 Cf: └Ja klar

20 Af: └(Ja)┐

21 Bf: Also, ich hab mein Smartphon=wahrscheinlich seit=em=ich vierzehn bin (.) denk
 22 ich mal (1) vielleicht auch dreizehn (.) un:d äh für was=ichs hauptsächlich benutz
 23 is tatsächlich zum chatten:, also ich hab Whatsapp, (.) damit ich halt mit meinen
 24 Freunden in Kontakt bin; (.) ich stell mir sehr viele Wecka:, als Erinnerung; weil
 25 wenn ich die Erinnerungsfunktion mach geht des immer an mir vorbei, dessis
 26 auch immer super nervich für=alle=meine=Freunde, @(.)@ das=es de=ganze
 27 Zeit los geht, ähm: ansonsten hör ich ziemlich viel Musik über YouTube, weil ich
 28 hab kein Spotify, (.) dafür nutz ich des auch ganz oft, und (.) halt Tiktok und
 29 Instagram was man halt so hat (1) joa;; des wüd ich ma sagen sin so die
 30 Hauptsachen für was ich=s verwende und vielleicht noch für meine Emails. (1)
 31 genau. (3)

Das Rederecht, welches sich für die Gruppe zunächst noch eher als Pflicht gestaltet, wird nach der längeren Pause, die auf den Eingangsstimulus folgt, von Betty eingefordert. Besser gesagt, wird durch sie das Angebot an die Gruppe unterbreitet, das Schweigen zu

brechen und als erste zu antworten. Dieses Angebot wird von Carolin und Adana bereitwillig angenommen.

Betty entscheidet sich aus der Fragereihung des Eingangsstimulus zunächst auf die Frage zu antworten, seit wann sie ein Smartphone benutzt. Dies führt nicht zu einer chronologischen Erzählung, stattdessen wird mit einer Beschreibung des Medienhandelns fortgesetzt. Die Beschreibung erfolgt als Aufzählung verschiedener Anwendungen beziehungsweise Funktionen, die das Smartphone für sie hat. Dabei versieht sie jeden einzelnen Punkt bis auf die Emails mit der Begründung ihrer Inanspruchnahme. Auffallend ist dabei, dass sie das Verständnis gewisser Termini implizit voraussetzt. Dass „WhatsApp“ (Z. 23) die Plattform ist, über die sie „chattet“, also per Textnachrichten mit ihren Freunden kommuniziert, bedarf keiner Ausführung. Obschon sie Adana und Carolin nicht kennt, scheint sie intuitiv davon auszugehen, dass sich ihnen der Erfahrungsraum ihrer Medienpraxis so weit gemein ist, dass diese Begrifflichkeiten als selbstverständlich vorausgesetzt werden dürfen. Es scheint auch außer Frage für sie zu stehen, dass bekannt ist, dass Smartphones über eine „Erinnerungsfunktion“ (Z. 25) verfügen und dass sich diese Funktion nicht mit der Praxis deckt, sich einen Wecker zu stellen, der bei ihr ebenfalls erinnernd fungiert. Ähnlich wie ihr „WhatsApp“ als selbsterklärende Anwendung des „Chattens“ gilt und daher beinahe synonym verwendet werden kann, ist auch „Spotify“ (Z. 28) fest mit dem Musikkonsum auf dem Smartphone assoziiert. Daher bedarf es für Betty eine explizite Erklärung, dass sie ihre Musik über „YouTube“ bezieht, was ihr insofern als Ausnahme zu einer als Norm betrachteten Medienpraxis gilt. Fast beiläufig werden die Anwendungen „Instagram“ und „TikTok“ erwähnt und ebenfalls als Norm etabliert, denn diese Social Media Apps sind „was *man* halt so hat“ (Z. 29). Auch hier wird mit einer gewissen Erwartung an die Gruppe appelliert, dass sich die Medienpraxis der Frauen homolog gestaltet, jedenfalls wird das generalisierende Personalpronomen „man“ weder genauer umrissen noch nach außen hin begrenzt. Als letzten Punkt ihrer Aufzählung erwähnt Betty „Emails“ (Z. 30), dabei fällt ihre vage Formulierung auf („vielleicht noch“ Z. 30), als sei sie sich selbst darüber im Unklaren, ob dies tatsächlich ein relevanter Aspekt ihrer Verwendungspraxis ist. Zudem bleibt hier eine Begründung der Anwendung aus. Vielmehr lässt sie es auch in Bezug auf ihr Handeln selbst lakonisch, mit den Worten „für meine Emails“ (Z. 30) bewenden und erläutert nicht weiter, ob sie etwa über das Smartphone Emails liest oder verfasst. Möglich wäre auch, dass sie das Smartphone gelegentlich, nicht aber vorwiegend zu diesem Zweck nutzt.

33 Bf: L(Joa) ()
 34 Cf: Dann kann=ich weiter machen, äh:m; (.) boah ich weiß halt nich: ab (.) w- wann::
 35 ab was man so wirklich n=Smartphone betiteln kann, weil mein erstes Touch
 36 Handy, es würd ich nich als Smartphone bezeichnen das konnte: (.) the bare
 37 minimum, hat ich glaub ich schon mit el::f:? (1) Und=aba so würklich erstes
 38 Sma:rtpone so mit zwölf dreizehn? U:nd; ich würd echt behaupten ich bin sogar
 39 schon echt angewiesen auf des: (.) Smartphone, inzwischen, also ich benutz=es
 40 auch wirklich für alles (.) Musik hören Serien schauen Chatten Videochatten
 41 Telefonie:ren (.) ((klappern)) un:d was auch so bei mir, (.) ähm (1) is, ich hab sehr
 42 schlechte Orientierung, also wenn ich zum Beispiel irgendwo bin, dann:: bin ich
 43 immer richtig froh ok ich hab im schlimmsten Fall mein (.) Handy dabe:i; ich kann
 44 schnell=ähm (.) mit=em Navi: schau:n; aba auch grad für E:Mails, ähm fürs
 45 Studium is=es=wichtig, °also (.) ich würd° echt behaupten ich bin schon @(.)@
 46 @(n=bisschen drauf angewiesen)@, (2) °ja.°
 47 Ym: LMhm

Nach einer drei Sekunden andauernden Pause folgt Carolin mit der Nachfrage, ob Bettys Eingangserzählung beendet sei (Z. 32). Die Gruppe verhält sich noch sehr reserviert. Redebeiträge überlappen sich nicht und treten rein sequenziell auf. Bettys Vorstoß ebnet aber bereits eine Möglichkeit, auf die proponierte Thematik zu antworten.

Zunächst erscheint es jedoch, als würde Carolins Beitrag nicht an Bettys Beschreibung anknüpfen. So wirft Carolin die Frage auf, was man überhaupt als Smartphone bezeichnen kann und scheint damit einen reflexiveren Einstieg ins Thema zu wählen als Betty. So wird ihr erstes „Touch Handy“ (Z.35-36) vom Smartphone abgegrenzt. Es erfolgt ein Code-Switching ins Englische: das „Handy“ konnte „the bare minimum“ (Z. 36-37). Aller annehmlichen Funktionen entkleidet, die ein Mobiltelefon *smart* machen, bleibt ein *blankes*, *nacktes* oder *bloßes* Rudiment an Funktionalität. Das Smartphone wird hier also kontrastiert, zum „Touch Handy“. Eine Definition positiver Eigenschaften, die ein Smartphone als solches auszeichnen, bleibt hingegen aus. Ein berührungsempfindlicher Bildschirm gilt Carolin offenkundig noch nicht als bezeichnendes Attribut eines Smartphones. In Zeile 38-39 umschreibt sie das Verhältnis zu ihrem Smartphone als eines der Angewiesenheit. Im Gegensatz zu Betty schlägt Carolin also bereits kritische Töne in Bezug auf ihre Medienpraxis an. Sie beansprucht ihr Smartphone „wirklich für alles“ (Z. 40). Was „alles“ (Z. 40) umfasst, wird daraufhin in einer Aufzählung verschiedener Funktionen exemplifiziert (Z. 40-41, 44,

45). Darin weist ihre Darstellung sowohl der Form nach als auch inhaltlich Ähnlichkeiten zu Bettys Beitrag auf. Aus der Aufzählung sticht in Zeile 41 bis 44 hervor, dass sie das Smartphone zu Orientierung nutzt – eine Funktion, der sie besondere Bedeutung beimisst. Die Möglichkeit sich vom Smartphone navigieren zu lassen, wird besonders geschätzt, weil es eine eigene Unzulänglichkeit kompensiert. Sie führt eine exemplarische Situation an, in der sie diese Funktion absichert und gegen den „schlimmsten Fall“ (Z. 43) feilt. Der „schlimmste Fall“ (Z. 43) wird nicht explizit ausgeführt, lässt sich aber kontextualisieren, als Zustand der Orientierungslosigkeit. Auch wenn dieser Fall nicht eintritt – das Smartphone gar nicht beansprucht werden muss – genügt schon die Gewissheit, dass dessen Anwendung verfügbar ist, um ihr Wohlbefinden zu steigern (Z. 42-44). Sie beendet ihren Beitrag mit der Wiederholung ihrer bereits in Zeile 38 bis 39 getätigten Aussage, auf ihr Smartphone angewiesen zu sein (Z. 45-46). Diese Konklusion wird begleitet von einem nervösen Lachen, das noch recht indexikal wirkt und dem sich auch keine andere Teilnehmerin anschließt. Carolins Proklamation ihres Angewiesenheitsverhältnisses kann als Eingeständnis aufgefasst werden. Die Hemmung dies vor der Gruppe und mir kundzutun, überwindet sie, indem sie darüber lacht. Dabei nimmt der humoristische Zugang ihrem Bekenntnis die Schwere. Obwohl sich in ihrem Verhältnis zum Smartphone ein negativer Horizont abzeichnet, eignet sie sich dieses Verhältnis, in ihrem Vermögen darüber vor der Gruppe zu sprechen, an.

48 Af: Bei mir is=es eigentlich genauso wie bei euch zwei also ich nutze mein
 49 Smartphone auch ungefähr seit zehn Jahren, also seit dem ich (.) vierzehn bin;
 50 (.) unt=ähm (.) ja: auch hauptsächlich zum Chatten, also grade Whatsapp,
 51 Soziale M:- Medien, also Instagram Facebook ezetera hab ich nicht, ähm; (.) bei
 52 mir is=es genauso wie bei dir mit den Weckern, die stell ich mir auch gerne dam-
 53 um mich einfach an Dinge zu erinnern weil sonst vergess ich das auch. wenn
 54 ich=s über die Erinnerungsfunktion mache, (.) sonst grad auch für Emails (.)
 55 un::d ich höre sehr viel Musik über mein Smartphone, also grad wenn ich
 56 morgens aufstehe is- des erste was ich tue eigentlich (.) also mit des erste was
 57 ich tue Musik hören. und des geht dann auch über mein Smartphone und ähm (.)
 58 °ja° (.) °genau° (1) ich würd aber auch sagen, grad (.) ich nutze ja kein:ä
 59 Sozialen Netzwerke, trotzdem=merk ich aba=ja ich bin schon auch angewiesen.
 60 grad auch mit dem Orientierungsproblem so geht es mir auch; also ich brauch
 61 dann auch mal meinen Navi: ähm ja. (.) um irgendwo (1) °hinzufahren°
 62 (3) °genau°

63 Ym: L Mhm

64 (8)

Nach einer kurzen Pause schließt Adana an Carolins Beitrag an. Das Gespräch verläuft damit noch immer reihum. Adana ist stark daran orientiert, Gemeinsamkeiten zu Bettys und Carolins Medienpraxis hervorzuheben. Obschon sich ihre Praxis durch den Verzicht auf diverse Soziale Medien auszeichnet, wird dieser Kontrast wie beiläufig erwähnt und die Motive hinter dieser Abstinenz nicht preisgegeben. Stattdessen strebt sie danach, Parallelen herauszuarbeiten. Ebenso wie Betty neigt sie zu einer alternativen Verwendung des Smartphone-Weckers als Gedächtnisstütze (Z. 52-53) und berichtet wie Carolin von Orientierungsschwierigkeiten (Z. 60). Unmissverständlich etabliert sie damit, dass ihre Nutzungspraxis durch identische Erfahrungen animiert ist. Nach ihrem Beitrag verfällt die Gruppe in ein ratloses Schweigen, bis ich versuche den Gesprächsfluss schließlich mit einer Nachfrage in Gang zu bringen.

Obwohl die Teilnehmerinnen bereits auf Ähnlichkeiten zwischen ihrer Smartphone-Nutzung zu sprechen, kommen und sich damit potenzielle Erlebniszentren ankündigen, verfehlt der Eingangsstimulus zunächst, einen selbstläufigen und interaktiven Diskurs anzuregen. Die Gruppe fasst die Situation noch als Interview auf und Diskursbewegungen wie Proposition, Elaboration und Konklusion finden sich eher innerhalb eines einzelnen Beitrags als in der Bezugnahme aufeinander. Die Hemmung auf die Redebeiträge der anderen Teilnehmerinnen zu reagieren, wird sich im Laufe der Diskussion langsam einstellen. Dennoch ist festzuhalten, dass die Eingangsfrage scheitert, erfahrungsnahe Erzählungen in der Gruppe zu initiieren. Die Frage nach „Erfahrungen mit dem Smartphone“ (Z. 10) überfordert die Teilnehmerinnen und die intendierte Rekonstruktion der Handlungspraxis wird in wenigen Sätzen über eine Aufzählung der in Anspruch genommenen Funktionen abgehandelt. Lediglich in Carolins Darstellung scheint ein kurzer, konkreter Moment ihrer Medienpraxis auf, an dem sich dokumentiert, wie sie diese erfährt (Z. 42-43). Zudem reißt sie mit der *Angewiesenheit* bereits eine theoretische Bestimmung des Bezugs zum Medium an, der die Gruppe noch beschäftigen wird (Z. 46). Die Frage nach dem Beginn der Smartphone-Nutzung regt zwar die Datierung anhand ihres Alters an, zieht aber keine chronologische Rekonstruktion der Praxis an. Bei Carolin wird dabei zwar auf technische Veränderungen eingegangen (Z. 35-37), dass der eigene Bezug zu dem Gerät prozessual verstanden und über die Zeit entwicklungslogisch nachvollzogen werden könnte, scheint der Gruppe jedoch fernzuliegen. Offenkundig erreiche ich die Gruppe mit meiner Frage nicht. Durch die Ratlosigkeit der Teilnehmerinnen, worüber den nun gesprochen werden soll, steigt in mir die

Assoziation auf, dass es sich mit der formulierten Eingangsfrage verhält, als hätte ich gefragt, welche Erfahrungen die Gruppe mit dem Atmen mache. Zu Beginn der Diskussion verbirgt sich der Gegenstand noch in seiner Selbstverständlichkeit. Gesprochen wird über seinen Verweisungszusammenhang: Man nutzt das Smartphone, *um zu chatten* (Z. 23), *um sich zu erinnern* (Z. 24), *um sich zu unterhalten* (Z. 40) oder *zu orientieren* (Z. 61). Das Medium verschwindet hinter seinen Funktionen und so gerät der Versuch darüber Auskunft zu geben, was man mit dem Smartphone *tut*, zu einer Aufzählung, was man auf dem Smartphone *hat* (Z. 23, 28, 29, 50, 51). Denn um das Medienhandeln am Smartphone nachvollziehbar zu machen, genügt es der Gruppe anzugeben, welche Applikationen installiert sind. Deren Verwendung gilt den Frauen als evident.

G1.2 Handlungspraxis der Älteren

Während die Eingangspassage wenig über das konkrete Medienhandeln der Frauen preisgibt und längere Erzählungen ausbleiben, anhand derer sich ihre Medienpraxis rekonstruieren ließe, zeichnet sich in dieser Passage ein plastischeres Bild ihrer Smartphone-Nutzung. Anhand der Alterität des Medienbezugs älterer Generationen kommt die Gruppe ihrem eigenen Bezug auf die Spur. In der Kontrastierung drängt zur Sprache, was sonst impliziert bleibt. Die Nachfrage erfolgt in Minute 16 nach Beginn der Aufzeichnung und bezieht sich auf einen nostalgischen Vergleich Bettys zur Generation der Eltern, die noch ohne Smartphone aufgewachsen sind.

- 1 Ym: Ähm wie:: wie würdet ihr denn eure (.) Smartphonenuutzung vergleichen mit (.) ähm Älteren
- 2 also (.) älteren Generationen. ähm gibts da (.) Unterschiede?
- 3 Cf: Mhh auf jeden Fall: also ich seh da schon mein Bruder is zehn Jahre älter als ich, (.) und da
- 4 seh ich auch schon Unterschiede; der hat zum Beispiel auch kein Instagram und kein (.) Tiktok
- 5 kein Snapchat gar nichts, und ich glaub er ist auch maximal ähm (.) halt auf Whatsapp und hat
- 6 vielleicht ein zwei Spiele und bei meinen Eltern is=es natürlich noch weniger (.) so was mir auch
- 7 aufgefallen ist, die benutzen zum Beispiel eigentlich ga:r nicht das Navi auf=m Smartphone,
- 8 wenn mein Vater irgendwo hin möchte dann benutzt er lieber ähm (.) dieses Tomtom anstatt des
- 9 auf=m Smartphone; ich weiß nicht ob die dem vielleicht auch irgendwie nicht vertrauen:? (1) aba:
- 10 ja also auf jeden Fall die=sin (.) s- ga:r nicht darauf angewiesen würd ich sogar behaupten.
- 11 (5)

Carolin elaboriert den in der immanenten Nachfrage proponierten Unterschied in der medialen Praxis verschiedener Generationen, im Modus einer Exemplifizierung. Dabei stellt

sich für sie nicht die Frage, ob es Unterschiede gibt, sondern welcher Art diese offenkundigen (Z. 3 „auf jeden Fall“) Unterschiede sind. So zieht sie ihren älteren Bruder heran und versichert, in dessen Smartphone-Habitus Unterschiede ausmachen zu können. Dabei gilt ihr der zehn Jahre ältere Bruder im Grunde als nicht gar so weit entfernt von der eigenen Generation, was sich an dem Adverb „schon“ in Zeile 3 und 4 dokumentiert, und dahingehend verstanden werden kann, dass man gar nicht weiter gehen müsse, als bis zum eigenen Bruder, um Unterschiede feststellen zu können. Carolins „schon“ ließe sich also sinngemäß austauschen durch ein „bereits“. Die Unterschiede bestehen in der Abwesenheit gewisser Social-Media Applikationen. So „hat“ (Z. 4) der Bruder weder Instagram, TikTok oder Snapchat (Z.4-5), er *hat* „gar nichts“ (Z. 5). Diese Trinität steht hier offenbar repräsentativ für Soziale Medien, weshalb sie nicht zu besitzen, in einem „gar nichts“ (Z.5) haben resümiert werden kann. Die äußerste Grenze der Gemeinsamkeit verläuft über „Whatsapp“ und „vielleicht ein zwei Spiele“ (Z.5-6). Doch selbst diese Überschneidung erscheint lediglich auf vagen Annahmen zu beruhen („ich glaub“ (Z. 5); „vielleicht“ (Z. 6)) und gestaltet sich für Carolin nicht als gesichertes Wissen.

Nachdem Carolin bereits festgestellt hat, dass sich die Nutzung des Smartphones schon bei ihrem Bruder von der ihren unterscheidet, zieht sie eine Generation heran, die in noch größerem Altersabstand zu ihrer eigenen steht: die Generation der Eltern (Z.6). Der Altersabstand erscheint für Carolin als Indikator der Unterschiedlichkeit im medienpraktischen Handeln zu fungieren. Diese implizite Regel verantwortet, dass die Smartphone-Medienpraxis der Eltern „natürlich noch weniger“ (Z. 6) der ihren entspricht, indem sich auf deren Smartphones noch weniger Anwendungen finden als beim Bruder, dem zumindest eine gewisse Basis an Gemeinsamkeiten zugesprochen wurde. Als Beispiel führt Carolin ihre Beobachtung an, dass der Vater es bevorzuge, ein separates Navigationsgerät („dieses Tomtom“ Z. 8) zu benutzen, anstatt dem Smartphone inhärente Anwendungen zur Navigation zu verwenden.

Sie wirft in Z. 9 die rhetorische Frage auf, „ob die dem vielleicht auch irgendwie nicht vertrauen“. Daran wird ersichtlich, dass der Vater im vorangegangenen Beispiel nur stellvertretend für seine Generation steht, denn es wird nun im Plural gesprochen. Carolin versucht in dem als Frage formulierten Argument, das Verhalten der Elterngeneration, das sie am Beispiel des Vaters, der das Navigationsgerät dem Smartphone vorzieht, durch ein psychologisches Motiv zu begründen. Offen bleibt, ob sich jenes Misstrauen spezifisch auf die Funktion des Navigierens bezieht, die die Elterngeneration dem Smartphone nicht

überantworten mag, oder sich um einen Ausdruck allgemeineren Argwohns gegenüber dem Smartphone handelt.

Carolin setzt argumentativ fort und wirft dabei eine für dieses Passage bestimmende Orientierung auf: Die Generation der Eltern sei nicht auf das Smartphone angewiesen (Z. 10). Damit greift sie den Topos der „Angewiesenheit“ auf, den sie bereits erstmals als Reaktion auf den Eingangsstimulus eingebracht hatte und der von Adana validierend aufgegriffen wurde. Sie grenzt das Verhältnis der Elterngeneration zum Smartphone radikal von dem eigenen ab, in dem sie den Partikel „gar“ in der Lautstärke und Betonung akzentuiert und leicht in die Länge zieht. Sie scheint sich jedoch der Anfechtbarkeit der Totalität dieser Aussage bewusst, denn sie deklariert sie sogleich im Konjunktiv als durchaus gewagte („sogar“ Z.10) Behauptung (Z. 10) und gibt sie damit der Gruppe zur Diskussion preis. Ein Angebot, dass die Gruppe jedoch nicht gleich annimmt, so folgt (für die Gruppe nicht ungewöhnlich) zunächst eine fünf Sekunden andauernde Pause.

12 Af: Ich denk es kommt drauf an. also bei meinem Vater zum Beispiel merk ich schon=au- dass er
13 irgendwie n=bisschen angewiesen is, (.) also der is auch gern auf WhatsApp unterwegs @(.)@
14 oder auch auf YouTube ode:: ja ok draus- ä- angewiesen im Sinne von (1) also nicht im Sinne von
15 er braucht des jetzt draußen um irgendwie irgendwo anzukommen also jetzt Navi technisch oder
16 so, weil er hat kein Internet draußen, (.) aber dann doch irgendwie die Erreichbarkeit; (.) weil das
17 Haustelefon dann we- doch weniger genutzt wird als das Smartphone; worüber man sich
18 erreichen kann und sich vielleicht auch mal **Bilder** austauschen kann; was halt natürlich über
19 das Haustelefon nich geht, ((einatmen)) ähm, ja des merk ich schon, aba sonst vor allem (.)
20 grade Instagram und so is in den (.) jüngeren Generationen eher ve:rtreten also die Nutzung; (1)
21 ja. (1)

Adana knüpft schließlich differenzierend an diese Behauptung an, da sich ihr eine Ausnahme dieser Regel aufdrängt (Z.12). Auch sie zieht ihren Vater zur Exemplifizierung heran (Z. 12). Als Vertreter der elterlichen Generation stellt sie an ihm fest, dass auch in dieser Altersgruppe ein gewisses Verhältnis der Angewiesenheit zum Smartphone besteht (Z.13). Dies äußert sich etwa in der Nutzung des Vaters von WhatsApp oder YouTube auf dem Smartphone, an der er Gefallen findet (Z.13-14). Jedoch *ist* Adanas Vater nicht schlicht *auf* WhatsApp, wie etwa Carolins Bruder (Z. 5), noch *hat* er die Applikation (Z. 4; u. Eingangspassage Z. 23, Z. 29 (Bf), Z. 51(Af)), stattdessen ist er „auf WhatsApp *unterwegs*“ (Z. 13). Eine Formulierung die Adana selbst amüsiert. *Unterwegs-Sein* birgt die Konnotation außer Haus zu sein, verreist zu sein, auf dem Weg zu einem anderen Ort. Adanas Wortwahl

erweckt den Eindruck, als wage sich der Vater auf fremdes Terrain, das ihm selbst nicht heimisch ist und sich darin auf inadäquate Weise fortbewegt. So markiert *auf WhatsApp sein* einen anderen Stand und auch *WhatsApp haben* eine andere Kontrolle der Applikation. Wer unterwegs ist, auf den trifft man nur im Vorübergehen, aber er verweilt nicht, denn er wohnt anderswo. Adanas Amüsement mag also daher rühren ihrem Vater auf einer Plattform zu begegnen, die ihr selbst heimischer ist als ihm. Der Vater, der sonst an Lebenserfahrung reicher ist, erscheint hier unbeholfen und deplatziert.

Dieses Bild verdichtet sich mit Adanas Versuch, jenes *Angewiesen-sein* näher zu umreißen. Sie versucht ihren Einwand aus Zeile 12-13 noch einmal feiner zu fassen, lässt aber ihre Ausführung in Zeile 14 fallen, um neu anzusetzen. In der Artikulation ihrer Differenzierung kommt es zu einem Wortabbruch (Z. 14 „draus-“). Es ist anzunehmen, dass hier das Wort „draußen“ abgewürgt wird, da es darauffolgend im reformulierten Satz vollständig zur Sprache kommt (Z.15). Die Satz- und Wortabbrüche in Zeile 14 dokumentieren Adanas Ringen mit ihrer eigenen Inkongruenz gegenüber der von Carolin aufgeworfenen Orientierung. Was zunächst positiv formuliert wird, findet für sie schließlich in der Negation seinen passenden Ausdruck (Z. 14 „also *nicht* im Sinne“). So besteht die Angewiesenheit nicht darin, „draußen“ (Z.15) das Smartphone zu benötigen, um sich zu orientieren (Z. 15 „Navi technisch“). Damit ist die Angewiesenheit der Elterngeneration anderer Art als die Angewiesenheit Adanas und Carolins, zumal sich schon in deren Eingangserzählung zeigt, dass das Smartphone einem Gefühl der Desorientierung vorbeugt (Eingangspassage Z.41-44 (Cf), Z. 59-61 (Af)). Es zeigt sich in Zeile 16, dass sich jenes „draußen“ auf ein Außerhalb des Zuhauses und damit außerhalb der heimischen W-LAN Verbindung bezieht. Gewissermaßen rekuriert in der unterschiedlichen Angewiesenheit der Generationen auch Adanas Formulierung des *Unterwegs-Sein* aus Zeile 13: Draußen, d.h. außer Haus und außerhalb einer Internetverbindung, bedarf der Vater keines Smartphones, um sich zu orientieren. Die Art seines Vorankommens, sowie sein Ziel bleiben der Tochter indefinit (Z. 15 „irgendwie irgendwo“). Fest steht, dass der Vater nicht einfach *unterwegs* ist, er *kommt an* (Z. 15). Sein Agieren im Medium des Smartphones und auf der Plattform Whatsapp mag ihr unbeholfen vorkommen, in jenem *Draußen*, als einer Welt ohne Ver- und Angebundenheit an das Internet bewegt er sich hingegen effizient und zielführend.

Adana schränkt ihre ursprüngliche Differenzierung mit dieser zweiten Differenzierung ein. So macht sie die Angewiesenheit der Elterngeneration lediglich an der „Erreichbarkeit“ (Z. 16) fest. Ihrer Darstellung folgend, scheint sich das Phänomen jener Angewiesenheit

bereits dann einzustellen, wenn diverse Funktionen des Smartphones wie die mobile Erreichbarkeit oder dem Versenden visueller Medien in Anspruch genommen werden. Soll etwa ein Bild mit einem oder einer Gesprächspartner*in geteilt werden, so vermag dies nicht das überkommene Haustelefon zu leisten (Z.18-19). Es ist eine Möglichkeit, die nur das Smartphone bietet. Doch ist diese Möglichkeit einmal erkannt, ist man fortwährend angehalten, sie auch zu nutzen. Nach dem der Vater weiß, wie er Bilder über das Smartphone verschickt oder empfängt, kehrt er nicht zurück zum Haustelefon, da es nicht über die Funktion verfügt, die ihm jetzt unerlässlich erscheint. Folglich ist er fortan angewiesen auf das Smartphone, das ihm diese nun notwendige Funktion bietet.

Damit grenzt Adana Carolins Annahme ein, die Generation der Eltern sei in keiner Weise auf das Smartphone angewiesen. Sie argumentiert aber in Zeile 19-20, dass sich deren Angewiesenheit auf andere Inhalte bezieht als bei der „jüngeren Generation“, bei denen Soziale Medien weit verbreitet seien (Z. 20).

- 22 Bf: Is bei meinen Eltern ei- also auch=so die also die ham gar kein Social Media, (.) meine Mutter
- 23 Af: L Mhm
- 24 Bf: benutzt ihr Smartphone eigentlich hauptsächlich eigentlich für (.) ähm Einkäufe online
- 25 Shopping (.) sowas halt und ähm mein Vater der nutzt sein (.) der bräucht nicht mal ein
- 26 Smartphone der (.) telefoniert eigentlich die ganze Zeit bloß; der bräuchte des eigentlich
- 27 Af: L Mhm J
- 28 Bf: ga:r nich. (.) der schaut auch nie in Whatsapp die Stories von Leuten an oder so ; (1)
- 29 Af: L Ja:: J L Mhm J
- 30 Bf: Des interessiert den gar nich; °genau°. (1)

Daran knüpft Betty an, die Adanas Argument, anhand des Beispiels der eigenen Eltern untermauert. In ihrer Elaboration schildert sie die Handlungspraxis der Eltern, die sich ihr zur Folge auf je ein bestimmendes Moment zurückführen lässt. Bei der Mutter ist es das „online Shopping“ (Z.24), beim Vater das Telefonieren (Z.25). Die Eindimensionalität der Medienpraxis des Vaters veranlasst Betty zu dem Urteil, dass dieser ihrer Ansicht nach für seine Zwecke gar kein Smartphone benötige (Z.24). Anders als beim Vater von Adana werden von Bettys Vater die erweiterten Möglichkeiten nicht ausgeschöpft und in das Medienhandeln integriert, stattdessen wird das Smartphone schlicht der etablierten Praxis des Telefonierens assimiliert und kongruent zum konventionellen Festnetz- oder Mobiltelefon verwendet.

31 Af: LJa° Ja so is=es zum Beispiel bei meiner Mutter also ich
32 glaub es- da gibt=s schon auch imma (.) drastische Unterschiede.
33 Bf: Ja: auf jeden Fall.
34 Cf: Des=is a- imma individuell auch inwieweit ähm die auch vielleicht eigenes Interesse
35 haben, sich da auch mit zu beschäftigen weil (.) also bei mir im Umfeld die älteren Leute haben
36 Af: LgenauJ
37 Bf: LJJaJ
38 Cf: gar nicht so Interesse an Smartphone oder sich auch wirklich damit auseinand~~er~~zusetzen
39 was das vielleicht auch me:hr kann (.) also ich muss meiner Mutter oft noch so Sachen in
40 Af: LJJa.J
41 Cf: @(Whatsapp erklärn)@ die ich ihr schon oft erklärt hab und die gar nich- also für mich total
42 Af: L@(Ja genau)@ @(.)@J
43 Cf: intuitiv inzwischen sind.
44 Af: LJJaJ LMhm ja

50

erwiesen. Adanas Versuch die Orientierungen durch eine Formulierung zusammenzuführen, die diese Pluralität zulässt, wird von der Gruppe validierend (Z.32, Z.33) angenommen. Interessanterweise artikuliert sich auch die Konklusion Adanas in Zeile 31 („imma (.) drastische Unterschiede“) und der validierenden Entsprechung bei Betty in Zeile 32 („auf jeden Fall“) und Carolin in Zeile 33 („imma individuell“) absolut. Von der absoluten Einheit des Verhältnisses der Elterngeneration zum Smartphone in Zeile 10 ist die Gruppe nun bei der absoluten Individualität dieses Bezuges angelangt. Diese Auflösung, in der die Gruppe eine zunächst konkrete Produktionsregel wieder völlig aufweicht, verleiht der Konklusion einen beinahe rituellen Charakter. Ob die Gruppe also tatsächlich den diskutierten Orientierungsrahmen teilt, bleibt an dieser Stelle noch fraglich.

Carolin nutzt ihre Validierung in Zeile 33 um sogleich einen Themawechsel einzuleiten, der jedoch das bis dato diskutierte Thema der Angewiesenheit nicht völlig fallen lässt, jedoch unter einem anderen Gesichtspunkt bearbeitet. Sie proponiert, dass die Unterschiede im Verhältnis der älteren Generation zum Smartphone mit dem Ausmaß des Interesses korrelieren, das diese an der Auseinandersetzung mit der neuen Technik zeigen (Z. 33-34). Diese Orientierung lässt sie aber nicht ungerichtet stehen, sondern fährt fort, der älteren Generationen ihres Umfeldes ein mangelndes Interesse zu attestieren, sich mit dem Potenzial ihres Smartphones auseinanderzusetzen (Z. 34, 37-38). Dies elaboriert sie am Beispiel ihrer Mutter, der sie wiederholt Funktionen der Applikation „Whatsapp“ erklären muss, die ihr selbst unwillkürlich erschlossen (Z. 42 „intuitiv“) sind. In Bezug auf die zu erklärenden Anwendungen (bzw. „so Sachen in @(Whatsapp...)“ Z.38, 40) bricht sie in Zeile 40 den Satz ab „die gar nicht“. Es liegt nahe den Satz im Kontext als „gar nicht *schwer*“ ergänzen zu wollen. Ihr erster Impuls bezieht sich also womöglich auf den Gegenstand der Anwendung selbst, der ihr selbsterklärend erscheint. Sie bremst sich jedoch aus und beschränkt sich auf eine Darstellung der eigenen Perspektive (Z. 40 „für mich“). Sie berücksichtigt darin, dass ihr eigener Bezug zum Smartphone und dessen Anwendungen von dem ihrer Mutter divergiert. Die Unterschiede in der Zugänglichkeit sind dabei nicht einer genuinen Eigenschaft des Gegenstandes selbst geschuldet. Vielmehr hat sich ihr versierter Umgang auch erst über die Zeit eingestellt, was sich am Temporaladverb „inzwischen“ (Z. 42) dokumentiert. Nunmehr scheint jedwede Schwelle oder Mühe im Umgang nivelliert, denn für sie gestaltet sich die Anwendung „*total* intuitiv“ (Z.42). Adana scheint diese Intuition zu teilen, zumal sie in das Lachen ihrer Freundin einstimmt und sie schon in Zeile 41 validiert, noch ehe Carolin zu Ende gesprochen hat. Carolins Erfahrung, von der Mutter in Bezug auf den Messenger-Dienst konsultiert zu werden, verweist auch auf Adanas homologe Erfahrung der Unbeholfenheit

ihres Vaters, der auf „Whatsapp unterwegs“ (Z. 13) ist. Beides amüsiert, weil sich darin ein Verhältnis umkehrt und ein positiver Horizont abzeichnet. Die jungen Frauen erfahren sich in den Anwendungen ihres Smartphones als kompetenter und bewanderter als die Generation der Eltern. Man zeigt sich wohlwollend und hilfsbereit gegenüber den Eltern, belächelt aber zugleich deren Schwierigkeiten sich am Smartphone zurechtzufinden, obgleich sie doch nur in einem begrenzten Feld agieren (Whatsapp, Bilder verschicken, telefonieren), während die Töchter um das volle Potenzial des Smartphones wissen und es ausschöpfen.

- 45 Bf: Bei meiner Oma zum Beispiel die hat auch=n Smartphone, aber es=war=n ewiger Kampf (.)
 46 mit ihr das halt ihr beizubringen sie wollt halt unbedingt eins haben (.) und dann verstellt sie
- 47 Af: LJa?J L@(.)@J
 48 Cf: LJ a::?J L@(.)@J
- 49 Bf: immer alles hundertmal und dann muss ich wieda helfen aba:: ja: also sie hat jetzt zwa:r
- 50 Af: L@(.)@J
- 51 Bf: zwa:r auch kein Social Media drauf natürlich aba: sie nutzt dann halt Whatsapp (.) des
- 52 Af: LJ a::J LJ a::J
 53 Cf: LMh::m.J
- 54 Bf: benutzt sie dann schon. genau.
- 55 Af: LJ aJ
- 56 Cf: Ja mein Opa hat auch=n Smartphone und der benutzt=s eigentlich auch nur für Whatsapp,
 57 wenn er mit uns (.) Kontakt hat also telefonisch erreicht man ihn da auch eigentlich, gar=nich
 58 @(also es=is)@ wirklich nur Whatsapp und ähm (.) für Fussball (.) den Liv:e (.) Kicker und
- 59 Af: LMhmJ LMhmJ
- 60 Cf: @(sowas)@ aba: eigentlich auch (.) nicht wirklich; des verlässt glaub ich auch nie das Haus;
- 61 Bf: ()
- 62 Af: LMhm.
- 63 Cf: des @(Smartphone)@.

Betty elaboriert diesen positiven Horizont wiederum zum Amusement der Gruppe. Den Prozess, ihrer Großmutter die Funktionen ihres Smartphones beizubringen, beschreibt sie

pointiert als „ewige[n] Kampf“ (Z.44), eine Metapher, die zunächst jedoch ihr Publikum in ihrem humoristischen Anliegen verfehlt. So scheinen sich Adana und Carolin erst über die Art dieses Kampfes vergewissern zu müssen (Z. 46, 47), um einschätzen zu können, ob es sich ziemt, darüber zu Lachen, weshalb Betty ihnen ihre Metapher sogleich entschlüsselt (Z.45). Zumal die beiden Freundinnen Adana und Carolin Betty erst kurz zuvor kennengelernt haben, ist ihnen Bettys Humor noch nicht geläufig, ebenso ist ihnen Bettys Beziehung zu deren Großmutter unbekannt, weshalb sie sich zunächst der konnotativen Bedeutung versichern wollen, unter der „Kampf“ (Z.44) in Bettys Darstellung fungiert. Nachdem Betty der Gruppe ihre Metaphorik expliziert hat („das halt ihr beizubringen“ Z. 45) wird auch ihre hyperbolische Bemerkung („immer alles hundertmal“ Z.48) von Adana durch Lachen (Z.49) ratifiziert. Ihre humorvolle Bearbeitung des positiven Horizonts ist nun evident.

Erneut wird die Norm untermauert, die Adana bereits in Zeile 20 aufbringt, dass Angehörige älterer Generationen nicht auf Sozialen Medien aktiv sind. Bei Betty taucht dies als Einschränkung der Smartphonepraxis ihrer Großmutter auf (Z. 48, Z. 50). Zugleich versteht sie diese Limitation mit dem Hinweis, dass die Großmutter jedoch die Anwendung WhatsApp nutzt, die bereits in den vorangegangenen Exemplifizierungen häufig als gemeinsame Basis des Medienhandelns am Smartphone verschiedener Generationen auftaucht. Damit scheint Betty auf ihren eigenen Redebeitrag in Zeile 24-25 und 27 Bezug zu nehmen, in dem sie ihrem Vater abspricht, ein Smartphone zu benötigen, zumal dessen Nutzungsverhalten als inadäquat betrachtet wird. Die Medienpraxis der Großmutter, die der Nutzung Sozialer Medien entbehrt, obschon dies aus Sicht Bettys einem üblichen Smartphone-Gebrauch eigentlich angemessen wäre, scheint durch den Gebrauch der Applikation WhatsApp rehabilitiert. Zugleich wird der Instant-Messenger-Dienst *WhatsApp* aus dem Spektrum Sozialer Medien gebannt. Es dokumentiert sich, dass es sich dabei selbstverständlich um distinkte Anwendungen handelt.

Das Medienhandeln mit dem Smartphone von Carolins Großvater gestaltet sich homolog. Die Kommunikation über Whatsapp ist jedoch noch enger gefasst, zumal darüber nur ausgewählte Personen zu denen Carolin gehört kontaktiert werden (Z. 56 „uns“). Der Personenkreis wird nicht weiter spezifiziert, möglich wäre jedoch, dass damit Carolin und ihr Bruder gemeint sind, als Angehörige der Enkel*innen Generation. Carolin hebt hervor, dass der Großvater telefonisch über das Smartphone unverfügbar bleibt und bezieht sich dabei entweder auf Anrufe über die Anwendung WhatsApp oder dem Mobilfunknetz des Smartphones allgemein. Zu WhatsApp gesellt sich lediglich eine andere Anwendung, die das

großväterliche Nutzungsverhalten hinreichend beschreibt: ein Fußball-Nachrichten Portal (Z. 57). Doch auch dieses Merkmal wird gleich wieder in Abrede gestellt (Z. 59 „eigentlich auch (.) nicht wirklich“). Es skizziert sich eine für die Frauen eng umgrenzte Medienpraxis, die sich wohl am schärfsten von ihrer eigenen abhebt, indem das Smartphone ausschließlich im Kontext des eigenen Zuhauses zur Anwendung kommt (Z. 59 „verlässt glaub auch nie das Haus“). Die Angewiesenheit (Eingangspassage, erstmals Z. 46), die sich für Carolin in der Eingangspassage phänomenal unter anderem darin ausdrückt, dass es sie in der Sicherheit wiegt, sich „im schlimmsten Fall“ (Eingangspassage, Z. 43) mit dem Smartphone orientieren zu können, wird für sie besonders spürbar, wenn sie sich außerhalb ihres Zuhauses, bzw. außerhalb einer ihr vertrauten Umgebung befindet. Das Smartphone wird vom Großvater ähnlich statisch gebraucht wie das kabelgebundene Festnetztelefon. Die Mobilität des Geräts wird geradezu ignoriert. Gemeinsam sind den Ausführungen des Umgangs der älteren Generationen mit dem Smartphone, dass diese im Vergleich zu der umfassenderen Praxis der jungen Frauen, immer nur Fragmente der Möglichkeiten ihrer Smartphones in Anspruch nehmen. Daher schwingt für die Gruppe in dieser Passage die Frage mit, ob diese Art des eingeschränkten Mediengebrauchs, dem so viel potenteren Gegenstand überhaupt gerecht wird. Dies dokumentiert sich an dem Vorbehalt, mit dem Betty über die Smartphone-Nutzung ihrer Großmutter spricht (Z. 48, 50 „zwar“), Carolins Zweifel an der tatsächlichen Inanspruchnahme der Anwendungen bei ihrem Großvater (Z. 59 „eigentlich auch nicht wirklich“), bis hin zu Bettys explizitem Urteil über die Überflüssigkeit des Smartphones ihres Vaters (Z. 25, 27 „der bräuchte des eigentlich gar nicht“).

64 Af: LoJa° (2) ja ich glaub wi:r (.) die in der jüngeren Generation sind sehen das
65 Smartphone als (.) ja Alleskönner; ich kann darüber alles machen un=deswegen sind wir auch
66 irgendwie so (.) angewiesen oda m- ja was heißt angewiesen (.) wir nutzen es halt genau
67 deswegen weil wir darüber alles machen können=Navi Musik=ören Filme anschauen bestellen
68 also wir haben so viele Möglichkeiten; oder Trinkerinnerungsapps wo du erinnert wirst zu trinken

69 Bf: [Ja:]

70 Af: und ähm (.) ja die Älteren die denken gar nicht an sowas; dass das Smartphone das alles (.)
71 überhaupt kann. oder sie brauchen das nicht, weil sie sich denken, hab ich ja früher auch nicht
72 gebraucht. (.) jetzt zu trinken ich trinke weil ich trinken muss aba: (.) ja inzwischen müssen wir

73 Cf: [Mhm]

74 Af: irgendwie auch °erinnert werden.° ()

Adana fasst den Kontrast zwischen den Generationen in ihrer generalisierenden Konklusion noch einmal deutlich zusammen. Die jungen Frauen, die sich hier repräsentativ für ihre Generation sehen, wissen um das Potenzial ihrer Smartphones und schöpfen es in ihrer Praxis voll aus. Dabei tritt noch einmal der positive Horizont zu Tage, sich sachkundiger fühlen zu dürfen als die Eltern. Adana hadert zunächst in Zeile 65 damit das Verhältnis ihrer eigenen Generation als eines der Angewiesenheit zu fassen. Doch im Wissen um die Möglichkeiten des Smartphones, sind sie von diesen unablässig affiziert. Die verschiedenen Anwendungen des Smartphones, von denen Adana einige aufzählt (Z. 66), verlieren ihren kontingenten Charakter und treten alternativlos auf. Wer sich mit Hilfe des Smartphones navigieren lässt, bedarf keiner weiteren technischen Hilfsmittel wie „dieses Tomtom“ (Z. 8). Wer sich in der Navigation ganz seinem Smartphone anvertraut, bedarf womöglich nicht einmal mehr die Fähigkeit, sich selbstständig im Raum zu orientieren. Darin wird die Möglichkeit zur Notwendigkeit. Die Anwendungen des Smartphones in Anspruch zu nehmen, heißt sich in ein Verhältnis der Angewiesenheit zu begeben, weil die Aufgaben, die einmal an das Gerät abgegeben werden, fortan nicht mehr ohne es bewältigt werden können. Adana führt diesen eindrücklichen, negativen Horizont gerade an einem der fundamentalsten physiologischen Grundbedürfnisse aus. So bezieht sie sich auf Applikationen, deren Funktion darin besteht, ans Trinken zu erinnern (Z. 67). Die ältere Generation weiß entweder nichts von der Option durch das Smartphone zu einer regelmäßigen Flüssigkeitszufuhr angehalten zu werden, oder sie streitet deren Nutzen ab, wie Adana in Zeile 70-71 simuliert. Adanas eigene Generation hingegen (zumal sie weiterhin in der ersten Person Plural spricht, Z. 71 „wir“) kann dieser Erinnerungsfunktion nicht mehr entbehren (Z. 71 „müssen“). Das Temporaladverb „inzwischen“ (Z. 71) zeigt an, dass dem wohl ein Zustand vorausging, in dem noch selbstständig an das Trinken erinnert wurde. Anders als die ältere Generation scheint dies, die Jüngeren jedoch nicht vor der Verlockung der Bequemlichkeit gefeit zu haben, an das Trinken erinnert zu werden. So haben die jungen Frauen ihre Kindheit noch gänzlich ohne die Smartphone-Technologie zugebracht und wurden erstmals in ihrer frühen Adoleszenz damit konfrontiert, wie aus der Eingangspassage hervorging. Das Smartphone mit all seinen Funktionen und Annehmlichkeiten lernten sie also zu einer Zeit kennen, in der sie selbst gerade erst im Begriff waren, sich aus einer anderen Angewiesenheit – der Angewiesenheit vom Elternhaus – zu emanzipieren. Zumal ein Enaktierungspotenzial ausbleibt, das den Weg in eine Autonomie weisen würde, bildet sich in Adanas Konklusion ein Orientierungsdilemma ab: Der negative Horizont scheint unentrinnbar. Dies dokumentiert

sich in dem ernsten, nachdenklichen Ton, in dem Adana spricht, die bis dato heitere Diskussion wird von keinem Lachen mehr begleitet. Ihre Stimme verliert zuletzt an Kraft und verklingt bis ihre Worte nicht mehr zu vernehmen sind (Z.73). Carolin passt sich in Zeile 74 diesem rapiden Abfall der Lautstärke in ihrer Validierung an. Negativer und positiver Horizont fallen in diesem Orientierungsrahmen zusammen, denn das Wissen um die mannigfaltigen Anwendungsmöglichkeiten des Smartphones, das die jüngere Generation gegenüber den Älteren auszeichnet, kommt zu dem Preis nicht mehr von diesen Möglichkeiten ablassen zu können.

Gruppe 2

Einleitung

Die zweite Gruppe besteht aus vier Freund*innen, die ich Hannah, Tom, Linda und Johanna nennen werde. Die Kontaktaufnahme erfolgte über Hannah, in deren Wohngemeinschaft die Diskussion am 23.05.24 stattfand. Ich traf etwas vor den anderen Teilnehmer*innen bei ihr ein und brachte Snacks und Getränke mit. Bald darauf fand sich auch der Rest des Freundeskreises ein. Die Joining Phase verlief mühelos, zumal die Gruppe untereinander äußerst vertraut schien und sich auch mir gegenüber sehr freundlich und interessiert an meinem Forschungsprojekt zeigte. Hannah, Tom und Johanna kannten sich bereits aus dem Bachelor-Studium in einer Stadt in Deutschland und waren gemeinsam zum Masterstudium ins deutschsprachige Ausland gezogen. Linda und Tom sind ein Paar. Das Alter der Teilnehmer*innen lag zwischen 26 und 31 Jahren. Die Gruppe entfaltete von Beginn an einen selbstläufigen Diskurs. Ausgehend vom Eingangsstimulus brachte die Gruppe auch eigene Themen mit ein und zeigte sich in dieser Art des Austauschs sehr eingespielt. Die erste immanente Nachfrage erfolgte erst nach etwa 40 Minuten. In der Gruppendiskussion ergab sich eine auffallende Diskursdynamik: So kam es vermehrt zu oppositionellen, gelegentlich auch antithetischen Diskursverläufen. In der Gruppe wurde also weniger nach den verbindenden Elementen ihrer Medienpraxis gesucht, als dass sie voneinander abgegrenzt wurden. Dies wurde insbesondere von Tom vorangetrieben. Tom beanspruchte eine skeptische Haltung gegenüber dem Smartphone zu hegen. Er war bedacht, sein Medienhandeln immer wieder vom dem der Frauen abzuheben. Gelegentlich trat er jedoch auch als Fürsprecher des Smartphones auf und schien darin weniger aus eigener Überzeugung zu handeln, als die Kontroverse in der Gruppe anzufachen. Damit nahm er eine prägende Rolle im Diskursverlauf ein. Hannahs Sprechen über ihre Medienpraxis war bestimmt von dem zwiespältigen Verhältnis, einerseits im Medienhandeln aufzugehen und sich andererseits davon zu sehr bestimmt zu sehen. Auch Lindas Darstellungen verwiesen auf einen derartigen Konflikt.

Johanna zeigte immer wieder die Tendenz, kritisch verhandelte Phänomene zu normalisieren und damit auch die Selbstvorwürfe der anderen Teilnehmerinnen, die im Bezug zur deren Praxis laut wurden, zu relativieren. Die Diskussion dauerte über zwei Stunden und endete mit einer Umkehrung der Rollen, in der ich selbst zu meinen Gedanken über das Smartphone befragt wurde.

G2.1 Bis einem die Augen zufallen

Die Passage folgt auf eine längere Diskussion darüber, wie man durch Inhalte im Internet beeinflusst werden kann und was eine gewissenhafte Beurteilung von Informationen, auf die man online stößt, ausmacht. In der immanenten Frage knüpfe ich daran an, wie die Gruppe im vorangegangenen Diskurs über ihre Medienpraxis spricht. Für den Konsum diverser Inhalte über soziale Medien wurden oft abfällige Worte gefunden, mit denen ich die Gruppe nun konfrontiere.

- 1 Ym: Ähm, ihr habt vorhin ((ausatmen)) äh:m, von Rumhängen, Durchscrollen, Quatsch
2 reinziehen gesprochen, ähm: ich glaub=s ging (.) um: Social Media? könnt ihr da vielleicht noch
3 n bisschen näher drauf ein: (.) gehen, wie des abläuft, was: man sich darunter vorstellen kann.
4 (1) (worin) vielleicht auch der Reiz liegt?
- 5 Hf: Ouah is fast schon=**en bisschen=unangenehm**. ((exaltiert, melodios, Intonation beschreibt
6 einen Bogen)) @ (3) @ (2) ja, viel zu lange, viel zu viel. dass ich mir irgendwelche Reels
- 7 Lf: L@ (3) @
8 Jf: L@ (Jaha:) @
- 9 Hf: auf Instagram reinzieh, vorm Schlafengehen (.) meistens, (.) wo ich mich so:: (1) (ob)wohl
- 10 Lf: L Mhm
- 11 Hf: des=so sch-(.) dumpf dass ich mir des einfach reinzieh, bis mir die Augen zufallen. bis ich
12 müde genug bin. was: super schlecht, und super blöde Angewohnheit, aber irgendwie (.) °krieg
13 ich=s meistens nich anders hin.° ((ausatmen)) (1) Ja.

Ich bitte die Gruppe die Praxis näher zu erläutern, die sie in ihrem Sprachgebrauch so geringschätzt. Ich initiiere thematisch auch deren positive und anziehenden Aspekte zu explorieren. Dementsprechend birgt diese immanente Nachfrage mit dem „Reiz“ in Zeile 4 auch einen propositionalen Gehalt.

Bevor Hannah sich inhaltlich der Frage widmet, kommentiert sie zunächst metakommunikativ, dass ihr die Frage Unbehagen bereitet (Z. 5). Dies dokumentiert sich erst

in einem parasprachlichen Laut („Ouah“ Z. 5), bevor es von Hannah artikuliert wird („is fast schon en bisschen unangenehm“ Z. 5). Ihre Sprache wirkt leicht verwaschen, die Worte gehen ineinander über. Mit exaltierter Stimme beschreibt ihre melodiose Intonation über diesen ersten Satz einen anhebenden Bogen, der im letzten Wort wieder abfällt. Ihre Betonung liegt dabei auf „fast“ und „unangenehm“, während die Lautstärke über den Satz zunimmt und Spannung aufbaut, die sich dann in einem einige Sekunden andauernden Lachen entlädt, in das auch Linda und Johanna miteinstimmen. Johanna validiert Hannahs Empfinden performativ mit einem „Jaha“ (Z. 8). Hannahs Bekundung wirkt affektiert und animiert die weiblichen Teilnehmerinnen der Gruppe zum Lachen. Die humorvolle Art dieses Unbehagen einzugestehen, erscheint als Strategie sich von einer zugrundliegenden Scham zu distanzieren. Nachdem das Lachen verklungen ist, folgt eine zwei Sekunden andauernde Pause, in der sich Hannah zu sammeln scheint, bevor sie tatsächlich inhaltlich von ihrem Medienkonsum auf der App „Instagram“ (Z. 9) erzählt. Sie stellt dieser Erzählung das Prädikat „viel zu lange, viel zu viel“ (Z. 6) voran, als wolle sie einem möglichen kritischen Fremdurteil über ihr Handeln damit vorauseilen. Sie greift in Zeile 9 und 11 das in der immanenten Frage bereits vorgeschlagene Verb „reinziehen“ (Z. 2) auf, das bereits zuvor immer wieder benutzt wurde, um die Beschäftigung am und mit dem Smartphone zu beschreiben. Das Anschauen bzw. *Reinziehen* (Z.9) von „Reels“ (Z. 6) findet zumeist vor dem Einschlafen statt („vorm Schlafengehen“ Z. 9) bzw. scheint den Einschlafprozess zu begleiten („bis mir die Augen zufallen“ Z. 11). Der Begriff „Reel“ (Z. 6) wird von ihr nicht weiter expliziert, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt. Er bezieht sich auf oft nur wenige Sekunden andauernde Videoclips, wie sie in einem Feature der App *Instagram* unerschöpflich angeschaut werden können. Diese „Angewohnheit“ (Z. 12) wird von ihr sehr negativ beurteilt (Z. 11, 12). Ihr Sprechen ist immer wieder von Wort und Satzabbrüchen begleitet, worunter teilweise die Syntax leidet. In diesem Stocken dokumentiert sich erneut, dass die Thematik für Hannah offenbar schambehaftet zu sein scheint. In Zeile 11 wird ein Wort abgebrochen („sch-“), das ihre Medienpraxis beurteilt. Es bleibt unklar, ob Hannah kurz damit ringt in Fäkalsprache zu verfallen (sch-*eijße*), sich dann aber umentscheidet, um das Wort *stumpf* zu bilden oder aber der ursprüngliche Formulierungsversuch gänzlich verworfen wird und sie ihre Praxis als *dumpf* bezeichnen möchte. Jedenfalls ergibt sich eine interessante Collage an Bedeutungen. So könnte das Adverb *stumpf* in diesem Zusammenhang auf einen Mangel geistiger oder emotionaler Stimulation verweisen, oder auf einen Zustand der Gleichgültigkeit und Ausdruckslosigkeit. Auch das Adverb *dumpf* zeichnet ein Bild einer anteilslosen Praxis und lässt ebenfalls Assoziationen eines geistig beschränkten Handelns zu. Ein Ende des

Medienkonsums markiert kein willentlicher Entschluss, sondern die physiologische Reaktion ihrer Augenlider auf eine sie übermannende Müdigkeit (Z. 11-12). Die „Reels“ (Z. 6) begleiten Hannah bis an die Schwelle des Schlafs, es bleibt jedoch offen, ob diese Praxis selbst erschöpft, oder ob sie lediglich währenddessen von der Erschöpfung des Tages eingeholt wird. Sie bezeichnet dieses Einschlafritual als „super schlecht, und super blöde Angewohnheit“ (Z.12), lehnt es also radikal ab. Zugleich meint sie *es* nicht anders *hinzukriegen* (Z.12-13). Auch hier bleibt vage, ob es ihr nicht gelingt ohne „Reels“ überhaupt einzuschlafen und das Anschauen der „Reels“ somit funktional zu betrachten ist, oder ob es misslingt auf ihre „Angewohnheit“ (Z.12) zu verzichten. Während sie in Zeile 12 und 13 ihr Scheitern eingesteht fällt die Lautstärke ihrer Stimme ab. Es folgt ein vernehmbares Ausatmen. Hannahs Erzählung erweckt den Eindruck eines Geständnisses. Offenbar ist mit der Medienpraxis auf Sozialen Medien eine intime Thematik angesprochen, beinahe („fast“ Z. 5) zu intim, als dass sie in diesem Rahmen diskutiert werden kann. Es wird Auskunft über eine Praxis verlangt, die sich sonst im Privaten vollzieht und die bloßzulegen Hannah einiges an Überwindung kostet. Es dokumentiert sich eine starke Dissonanz zwischen ihrer Ablehnung der Praxis, kurze Videos beim Einschlafen zu schauen und sich zugleich doch nicht von dieser ihr unliebsamen Angewohnheit lösen zu können. Den in der Nachfrage proponierten Reiz, den diese Praxis womöglich bietet, taucht in ihrer Antwort nicht auf. Der angesprochene Medienkonsum und der mit ihm einhergehende Kontrollverlust skizzieren einen deutlichen negativen Horizont. Das „ja“ in Zeile 13 signalisiert das Ende ihrer Erzählung.

14 Tm: Ich find=s manchmal cool, wenn (.) Instagram deinen Algorithmus rausfindet und halt weiß
15 was du gerne (.) sehen willst; dann kriegst du halt ununterbrochen Content, den du

16 Hf: └Mhm┐

17 Tm: geil findest, den du witzig findest, den du interessant findest, den du (.) keine Ahnung

18 Jf: └Mhm┐

19 Lf: ((husten)) └Mm┐

20 Tm: einfach magst; und dann kannst du da stundenlang (.) von einem Video zum nächsten

21 Hf: └Mhm┐

22 Tm: (.) gehen ((wischende Bewegung)) und des=is eigentlich immer eins dabei (.) unter zehn sind
23 fünf dabei die dir (.) gefallen; die du (.) interessant oder lustig oder sonst was findest. (2)

24 Jf:

LMhm

25 Lf:

Lostimmt°

Tom setzt schließlich antithetisch fort. Sein Sprechen wirkt, nach Hannahs Erzählung ihrer von Dissonanzen geplagten Praxis, geradezu provokativ unbeschwert. Zunächst ist nicht ersichtlich, wie sich sein Beitrag an den vorherigen anschließt und es scheint, als würden Hannahs und Toms Orientierungen auseinanderstreben. So findet Tom Gefallen daran, „wenn Instagram deinen Algorithmus rausfindet“ (Z.14). Der Begriff des „Algorithmus“, der in der Informatik festgelegte und wohldefinierte Rechenschritte beschreibt, nach denen ein Programm verfährt, findet bei ihm eine eigensinnige Verwendung. Anstatt der Technik, wird er dem Menschen attribuiert. Es obliegt der Applikation *Instagram* diesen latenten, seinen Nutzer*innen immanenten Code zu entschlüsseln. Den „Algorithmus rausfinden“ meint, dass der Algorithmus der Applikation dynamisch auf das Nutzungsverhalten reagiert und personalisiert Inhalte vorschlägt, wie sich daraufhin in Zeile 14-15 aufklärt. Ist der *eigene Algorithmus* einmal durch Instagram erkannt, bekommt man nur noch „Content“ (Z. 15) gezeigt, der „geil“, „witzig“, „interessant“ (Z. 17) ist, oder den man mag (Z. 20). In der Aufzählung der Adjektive scheint sich deren affektiver Gehalt sukzessive abzuschwächen, ist jedoch bei allen positiv belegt. Tom antwortet damit auf den in der Nachfrage angelegten Reiz der Medienpraxis und scheint zunächst einen positiven Horizont aufzuwerfen: Instagram schlägt Inhalte vor, die den persönlichen Präferenzen entsprechen und einen bestens unterhalten. Er beschreibt die Praxis als „von einem Video zum nächsten gehen“ (Z. 20, 22) und unterlegt diese Beschreibung mit einer Aufwärtsbewegung seines Zeige- und Mittelfingers. Die Bewegung scheint der Praxis eingeschrieben zu sein und sich beinahe unwillkürlich beim Sprechen über die Praxis zu reinszenieren. In der Beschreibung wird deutlich, dass den Medienhandelnden ein aktiver Part beim Aufsuchen der Inhalte zukommt. Die Videos kommen nicht zu einem, sondern man *geht* (Z.22) durch das Wischen der Finger von einem Video zum anderen, als bewege man sich entlang der Bilder einer Ausstellung. Tom korrigiert seine Approximation über das Verhältnis der Videos, die unterhalten, von einem (Z. 22) zu fünf von zehn Videos, die man zu sehen bekommt. Dies widerspricht seiner vorherigen Aussage „ununterbrochen“ (Z. 15) mit Inhalten versorgt zu werden, die gefallen. Offenbar besitzen nur die Hälfte der vorgeschlagenen Videos einen Unterhaltungswert, der dem eigenen Geschmack entspricht. Dieses Verhältnis ist dennoch ausreichend, um Stunden (Z. 20) damit zuzubringen.

- 26 Tm: Und dann danach denkt man was hab ich mer grad für=n Scheiß reingezogen. nah?
- 27 Hf: ((Intonation fallend, steigend)) **L**Mhm **L** A-
- 28 Lf: **L**Aber
- 29 plötzlich sind zwei Stunden rum. @(1)@ ja
- 30 Tm: **L**des (is) mir jetzt noch nie passiert.°
- 31 Hf: **L**Zwei Stunden is (.) schon lang, aba::
- 32 Lf: **L**Ja° (1) °aba°
- 33 so ne Stunde @(geht schon oft schnell)@
- 34 Hf: **L**Schon of- @(jaa)@ des stimmt ((gequält)) ja:
- 35 Lf: **L**Ja.
- 36 Hf: Aber wenn man bedenkt des sin ja wirklich keine Ahnung sechs Sekunden oder so, so n Reel,
- 37 (.) und dann (.) wie vie::l man sich dann reinzieht; des °echt° gruselig.
- 38 Lf: **L** Stimmt ja.

In Zeile 26 vollzieht Tom in seiner Beschreibung dann eine radikale Wendung, in der ersichtlich wird, dass er Hannahs Orientierung doch teilt. Nach einer kurzen Pause folgt der Nachtrag, dass der Konsum der unterhaltsamen Videos retrospektiv negativ („Scheiß“ Z. 26) beurteilt wird. Der positive Horizont, den Tom zunächst zu elaborieren schien, verkehrt sich nun auch bei ihm ins Negative. Seine Beschreibung gestaltet sich distanzierter als Hannahs Schilderung ihrer abendlichen Einschlafpraxis, zumal Tom in der zweiten Person Singular verbleibt, die niemand Konkretes zu adressieren scheint. Dennoch dokumentiert sich gerade in der unerwarteten Wendung seiner Beschreibung ein womöglich wesentliches Merkmal der Praxis. Tom setzt zunächst an, die positiven Seiten der Videos auf Instagram zu beleuchten und damit den Reiz dieser Medienpraxis zu identifizieren. Die Videos sind „geil“ (Z.17), „witzig“ (Z.17), „interessant“ (Z.17, 23), „lustig“ (Z. 23) etc. und je besser sie auf einen zugeschnitten sind, desto immersiver scheint man in der Bewegung von „einem Video zum nächsten“ aufzugehen, auf der Suche nach jenen Inhalten, die einen zu begeistern vermögen. Erst wenn diese temporäre Begeisterung verklungen ist und man dem Medienhandeln entbunden ist, erfolgt aus der zeitlichen Distanz eine zweite, ernüchterte Beurteilung, in der mit disengagiertem Blick die Einschätzung der konsumierten Inhalte vernichtend ausfällt.

Toms Meinung ist durch diese Synthese wieder anschlussfähig, so wurde seine Antithese zuvor nur ratifiziert (Z. 16, 18, 19, 21, 24) und verhalten validiert (Z. 25). In Zeile 27 ist Hannahs Hörsignal aufgrund ihrer ausdrücklichen Betonung und einer erst fallenden, dann steigenden Intonation hingegen als Validierung auszumachen. Tom wendet sich zum Abschluss seiner Beschreibung fragend an die Gruppe (Z. 26 „nah?“) und sowohl Hannah als auch Linda setzen an, darauf zu reagieren, wobei sich Linda durchsetzt (Z.28).

Linda setzt fort und eröffnet eine Proposition, in der sich zu jenem von Tom beschriebenen Befremden über die Qualität der konsumierten Inhalte, an denen man eben noch Gefallen gefunden hat, eine zweite Einsicht gesellt, so stellt man fest, dass „plötzlich [...] zwei Stunden“ verstrichen sind (Z. 29). Diese Zeitspanne wird sogleich hitzig diskutiert. So führt Tom in süffisantem Ton an, dass er eine solche Erfahrung nicht teilt, obwohl er in Zeile 20 ebenfalls anführt, „stundenlang“ Videos anzuschauen. Damit stellt er Lindas Medienkonsum an den Pranger. Es spannen sich erneut ein positiver und ein negativer Horizont auf, ohne dass sie als solche expliziert werden müssen. Zwei Stunden mit dem Anschauen von „Reels“ zu verbringen, erscheinen zu viel, wie auch Hannah beipflichtet (Z. 31). Die Gruppe strebt einen Medienkonsum geringeren Ausmaßes an. Obwohl Hannah in Zeile 31 zustimmt, dass zwei Stunden lang seien, um sich in der medialen Versenkung zu verlieren, setzt sie zum Ende dieser Validierung scheinbar differenzierend an, wird aber von Linda unterbrochen, die versucht ihr Gesicht wiederherzustellen (Z. 32-33). Sie argumentiert lachend, wie schnell doch eine Stunde vergeht (Z.33) und Hannah validiert auch Lindas Perspektive und stimmt in ihr Lachen mit ein (Z.34). Insofern fängt sie das Dilemma der Gruppe ein, zumal zwei Stunden zwar als übermäßig viel Zeit beurteilt werden, ihre Erfahrung jedoch zeigt, dass beim Anschauen der „Reels“ das Zeitgefühl schnell verloren gehen kann: Das subjektive Zeitempfinden und die objektiv verronnene Zeit sind nicht zu vereinbaren.

In Hannahs Synthese führt sie sodann die antithetischen Orientierungskomponenten zusammen. Zu dem Befremden, das bei Tom die konsumierten Inhalte und bei Linda die verlorene Zeit auslösen, gesellt sich bei ihr die Summe der konsumierten Videos. Die Praxis entfaltet eine eigenwillige Dynamik, über die das in sie eingebundene Subjekt nicht verfügt und die überhaupt erst rückblickend bewusstseinsfähig wird. Die Unterminierung des eigentlich als souverän angenommenen Subjekts, wie sie sich in dieser Passage wiederholt dokumentiert (Z. 12-13, Z. 26, Z. 28, 29, Z. 33, Z. 37), empfindet Hannah als unheimlich (Z. 37, „echt gruselig“).

39 Hf: Und voll oft (.) ich seh dann manchmal schon Sachen die ich irgendwie cool finde, dann
 40 werden mir irgendwelche Sachen in München vorgeschlagen, wo ich mir dann denke oh voll cool
 41 des muss ich mir merken, dann (.) geb ich mir auch Mühe mir des zu merken aba natürlich hab
 42 ich=s dann direkt wieder vergessen, weil direkt (.) irgendwas anderes reingespült wird. des find
 43 Lf: └ Mhm┐
 44 Hf: ich dann auch irgendwie so (.) crazy, dass man (.) dass es gar kein Mehrwert hat eigentlich.
 45 Lf: └ Ja┐
 46 Tm: └ Doch,
 47 wenn man=s sofort seinen Freunden schicken kann. (.) das finde ich schon cool. man sieht
 48 irgendwas Witziges, denkt an=ne Person, (.) und schickt=s sofort der Person, und weiß die muss
 49 Jf: └ Mhm┐
 50 Tm: jetzt lachen, oder boah die wird des auch (.) cool finden oder so. (1) das ist so ein kleiner
 51 Lf: └ Mhm┐
 52 Jf: └ Mhm┐ └ Mhm┐
 53 Hf: └ Mhm┐
 54 Tm: Belohnungsding. (.) so du wirst jetzt belohnt, weil du was Witziges gefunden hast, das du
 55 weiterschicken kannst. irgendwie ha- hab ich so=n
 56 Lf: └ @(.)@┐ └ @(internet fame)@┐
 57 Hf: └ Aber das finde ich jetzt spannend, dass du das dann
 58 trotzdem so=n bisschen (.) mit dem realen Leben wieder verbindest, weil du dann so deine
 59 realen Friends da mit (.) einbeziehst quasi.

Hannah bringt nun in einer Proposition eine neue Orientierung ein. Der Medienkonsum hat keinen „Mehrwert“ (Z.44), weil Inhalte sofort wieder vergessen werden. Das Anschauen von Videos, selbst wenn diese Empfehlungen zur eigenen Stadt (Z. 40 „irgendwelche Sachen in München“) beinhalten, birgt keinen anderen Zweck als flüchtige Unterhaltung. Damit ist ihre Verwendung des Begriffs „Mehrwert“ nur noch schwach mit seiner Entlehnung aus Marxismus und Ökonomie verbunden, in der er den Zuwachs an Wert eines Produktes beschreibt, der die Kosten überschreitet, die auf Arbeitskraft und Mittel seiner Herstellung entfallen. Dennoch zeugt auch ihre alltagssprachliche Verwendung von einer gewissen Steigerungslogik, nach der sich der Genuss dieser Unterhaltung nur dann legitimiert,

wenn er in irgendeiner Weise wertsteigernd fungiert. Hannah findet in ihrem Medienkonsum keinen Sinn, weil er ihr keinen Ertrag abwirft. Es gibt keinen Anhalt an den Dingen, die man im Gedächtnis behalten möchte. Sie werden sofort wieder von anderen abgelöst (Z. 42). Um dies zu veranschaulichen, benutzt Hannah das Wort „reingespült“ (Z.42) und zeichnet damit ein interessantes Bild. Im kontinuierlichen Fluss der Inhalte werden selbst geschätzte Gedanken aus dem Bewusstsein geschwemmt.

Unverzüglich tritt Tom dieser Orientierung oppositionell entgegen (Z. 46-47). Mit dem Versenden von Videos, die einem nicht nur selbst gefallen, sondern die man auch mit Freund*innen assoziiert, ist ein Enaktierungspotenzial entdeckt, dass hilft, Inhalte besser zu behalten und ihnen wieder einen „Mehrwert“ (Z. 44) zu verschaffen, weil man seine Freude daran mit anderen teilt. Darin wird das Anschauen von „Reels“ zu einer sozialen Praxis, denn Tom ist nicht nur auf der Suche nach Inhalten, die ihn selbst unterhalten, sondern die auch sein engeres soziales Umfeld zum Lachen bringen können (Z. 48, 50). Er empfindet es als belohnend, dass sich auch eine andere Person an dem Video erfreuen kann, das er ihr sendet (Z. 50, 54). In seiner theoretisierenden Beschreibung kommt Tom also wieder auf den Reiz der Medienpraxis zu sprechen, der von Hannah nicht aufgegriffen wurde. Mit Bourdieu gesprochen besteht der „Mehrwert“ (Z. 44) der Praxis in der Ausweitung des sozialen Kapitals (Bourdieu, 2012). In Zeile 56 ergänzt Linda lachend einen von Tom begonnen Satz. Sie meint in der Satisfaktion, die Tom durch das Teilen von Videos im Freundeskreis verspürt, „internet fame“ (Z. 56) auszumachen, es gehe also weniger, um Beziehungspflege oder Freude zu teilen, als darum eine gewisse Reputation zu erlangen.

Zeitgleich zu Lindas Kommentar beginnt Hannah, Toms Argumentation zu kommentieren und äußert ihre Verwunderung darüber, dass sich dessen Medienpraxis, das „reale Leben“ (Z. 58) und soziale Beziehungen (Z. 59) durchdringen. Dieses Wundern ist indikativ für die grundsätzlichen Unterschiede in der Handhabung ihrer Medienpraxis und der auseinanderstrebenden Orientierungen. Toms Medienpraxis ist von dem Wunsch getrieben, Inhalte zu finden, die ihn mit Freund*innen verbinden und die er nutzt, um mit diesen in Kontakt zu treten und ihnen eine Freude zu machen (Z. 48, 50) oder sich vor ihnen zu profilieren (Z. 56). Hannahs Praxis vollzieht sich hingegen solitär, ist schambehaftet und spielt sich jenseits sozialer Kontakte ab. Deshalb mag es Hannah in Zeile 5 auch Unbehagen bereiten, dieses Medienhandeln nun vor der Gruppe bloßzulegen, was sich in einem nervösen Lachen dokumentiert, in das Tom nicht einstimmt. Es dokumentiert sich eine Dichotomie in ihrem Verweis auf das „reale Leben“ (Z. 58), an dem jene kurzen Videoclips offenbar keinen

Anteil haben. Ihre sozialen Kontakte gehören einer anderen, *echteren* Sphäre an, als die Inhalte, die sie am Smartphone konsumiert.

- 60 Tm: L°Ach so°? Ja.
- 61 Hf: Weil
- 62 Tm: LJa n- da- darauf beruht ja Social Media du willst ja alles teilen.
- 63 Hf: LJa stimmt ja
- 64 Jf: LMhm
- 65 Tm: Teilen ist ja das: worauf=s ankommt.
- 66 Hm: Stimmt ja
- 67 Tm: (Obwohl) (.) neunzig Prozent davon wahrscheinlich (.) Blödsinn is. irgend=en witziges Reel
- 68 von irgend=nem (1)

Auf Hannahs Einwand weiß Tom nichts unmittelbar zu erwidern und erscheint selbst erstaunt darüber, dass sie ihre Praxis in seiner theoretisierenden Überlegung offenbar nicht abgebildet sieht (Z. 60). Daher setzt Hannah an, um ihr Befremden mit Toms Medienpraxis weiter zu elaborieren (Z. 61), wird aber nun doch von Tom unterbrochen, der zum Gegenargument ausholt (Z. 62). Darin stellt Tom eine Produktionsregel auf, die weniger die konkrete Medienpraxis der Gruppe im Sinn zu haben scheint, als ein allgemeingültiges Prinzip, das beansprucht, Medienverhalten auf Social Media universell erklären zu können. „Teilen ist [...] das, worauf [e]s ankommt“ (Z.65) lautet die Regel und gibt sich als apodiktische Aussage, die weder von Tom weitergehend begründet, noch durch den Rest der Gruppe bestritten wird. In dieser rituellen Synthese wird durch das Aufstellen dieser scheinbar universellen Gesetzmäßigkeit der Diskurs über die individuelle Medienpraxis in der Gruppe unterbunden. Auch Hannahs Zweifel sind getilgt oder geringstenfalls zum Schweigen gebracht.

In einem Nachtrag, der Toms Beitrag aus Zeile 26 sowohl inhaltlich wie performativ stark ähnelt, wird von den Inhalten, die *geteilt* werden und von denen Tom zuvor positiv spricht (Z. 48, 50, 54), in einer erneuten Wendung wieder abgerückt (Z. 67 „Blödsinn“). Es entsteht der Verdacht, als würde sich Tom in diesem Nachtrag einer anderen Facette seines Erlebens annähern, ähnlich wie in Zeile 26. Analog lässt sich das sukzessive Abfallen des Affekts in Zeile 17 und 20 interpretieren, welcher sich demnach als weniger enthusiastisch

erweist, als sein initiales Ansetzen (Z. 17 „geil“) vermuten lässt. Tom bezieht sich wiederholt antithetisch (ab Z. 14, sowie Z. 30) bis oppositionell (ab Z. 46) auf die Beiträge der Frauen und scheint dabei als *Advocatus Diaboli* aufzutreten. In seiner Argumentation weist sich nicht notwendig seine persönliche Überzeugung aus, sondern sie zielt vielmehr darauf, eine kontroverse Auseinandersetzung anzuregen und die Medienpraxis aus einer Perspektive zu beleuchten, die von den Frauen nicht eingenommen wird. So fällt es bis Zeile 68 allein Tom zu, den propinierten „Reiz“ (Z. 4) der Medienpraxis zu elaborieren. Seine Bezugnahme wirkt dabei der Erfahrung ferner als bei Hannah, da sich Tom etwa auf abstrahierte Beschreibungen verlässt (Z.14, 15), in der zweiten Person Singular spricht (Z. 15, 17) oder ins Theoretisieren verfällt (Z. 50, 54, 55; 62, 65), wodurch sein Medienhandeln im Konkreten recht undurchsichtig bleibt. Gleichwohl gelingt es ihm, die Situation der vorgängigen Praxis zu rekonstruieren und zu explorieren, warum sie affiziert. Er gibt sich als Fürsprecher positiver Aspekte und einer scheinbar weniger von Dissonanzen geplagten Medienpraxis. Doch auch bei Tom brechen diese Dissonanzen im Anschluss an den konklusiven Redebeitrag in Z. 67 durch oder werden in Z. 26 in seiner Synthese laut. In den diametralen Orientierungen, die innerhalb dieser Wortmeldungen koexistieren, dokumentiert sich augenscheinlich ein schizophrenes Moment der Praxis. Immersiv in sie eingebunden und durch ihre dargebotenen Inhalte okkupiert, vollzieht sie sich nahezu prä-reflexiv. Das Motiv der Praxis, weist sich in deren affektiver Stimulanz aus, ihr Sinn wird nachträglich konstruiert (Z. 65 „teilen ist worauf es ankommt“) oder vollständig verweigert (Z. 11 „sch-dumpf“, Z. 12 „blöde Angewohnheit“, Z. 26 „Scheiß“, Z. 44 „kein Mehrwert“, Z. 67 „Blödsinn“). Verfehlt man in der Retrospektion der Praxis einen Sinn zuzuschreiben, evoziert der damit unausweichliche Umstand, einer sinnlosen Praxis nachgegangen zu sein, stark negative Gefühle, die sich bei Tom gegen die Inhalte (Z. 26, Z. 67) und bei Hannah gegen sich selbst richten (Z. 6, 11-13). Dominiert die mangelnde Sinnzuschreibung, ist auch die Rekonstruktion jener positiven Stimulanz verstellt, die einen über die Dauer der Medienpraxis affizierte. Deshalb ist auch in Hannahs Antwort auf meine Nachfrage zunächst nicht ersichtlich, was sie eigentlich an ihre „super blöde Angewohnheit“ (Z. 12) fesselt.

69 Jf: Ja, bei mir ist es auf jeden Fall sehr durchwachsen, was ich mir da angucke. (.)

70 Hf: └Mhm┐

71 Jf: Also es is nicht nur witzig. (.) manche Sachen sind traurig, (.) hm:: (.) keine Ahnung

72 Hf: └Mhm┐

73 Jf: so, was ich cool finde tatsächlich, dass ähm so Filmausschnitte (.) und dann seh ich mir des
74 an denk ich mir so oh ja, dann n- des nur ga:nz kurz. und dann guck ich halt unten wie der Film
75 heißt. und meistens guck ich die mir dann auch an, (.) das finde ich ganz cool,
76 Hf: L_{Mhm} L_{So was hat ich}
77 noch nie?
78 Jf: Ah das hab ich jetzt ständig. @₍₂₎@
79 Lf: L_{@(einmal zu lange angeschaut)}@
80 Tm: L_{Ja}
81 Hf: @_(Nachdem wir drüber geredet haben, ich vielleicht auch.)@ (.) @_{(aber mein Handy liegt}
82 drauBen.)@ @₍₁₎@
83 Lf: L_{@(1)}@
84 Jf: Äh:: ja. also, es ist irgendwie sämtliches Zeug dabei. von:: (.) ja:: von allem eigentlich. so: (.)
85 Familycontent, dann so: (.) Beautycontent und so und ich gucke mir das dann schon an, aber
86 Hf: L_{@(.)}@
87 Jf: habe eigentlich meistens keinen Mehrwert davon.

Johanna, die in der Passage bisher nur validierend und ratifizierend in Erscheinung getreten ist, meldet sich mit einer Proposition, in der sie die Inhalte, die sie auf Social Media konsumiert, als „durchwachsen“ (Z. 69) beschreibt. Zunächst lässt sich diese Äußerung in Bezug auf eine qualitative Beurteilung verstehen, in der sie für sich festhält, in dieser Praxis sowohl Inhalten von Wert als auch weniger Stimulierendem zu begegnen. In Zeile 71 präzisiert sie, dass sie die gesamte Bandbreite der Affekte, die „Reels“ transportieren oder anregen können, noch nicht hinreichend abgebildet sieht. Insbesondere scheint sie Toms Charakterisierung der Inhalte als „witzig“ für ungenügend zu empfinden. Sie setzt zu einer Aufzählung an, gerät aber bereits nach dem ersten Beispiel (Z. 71 „traurig“) ins Stocken und weicht stattdessen in eine konkretere Darstellung der Inhalte ihrer Medienpraxis aus. Kurze Filmausschnitte inspirieren sie dazu, die Filme, aus denen die Szenen stammen, anschließend in voller Länge zu sehen. Daraufhin ergründet die Gruppe in den Zeilen 76-83 wie es sein kann, dass Hannah noch nie Filmausschnitte vorgeschlagen wurden, während Johanna nun ständig solche Inhalte zu sehen bekommt.

Anschließend setzt Johanna ihre Aufzählung fort und konkludiert (Z. 84-85, 87), dass die konsumierten Inhalte heterogener Natur sind und nicht unter einem einzelnen Prädikat (Z. 71 „witzig“) gefasst werden können. Auch sie gibt an, „meistens keinen Mehrwert“ (Z. 87) darin finden zu können. Erst daran wird deutlich, dass ihre kursorische Durchsicht verschiedener Sujets (Z. 73 „Filmausschnitte“, Z. 85 „Familycontent“, „Beautycontent“) und Emotionen (Z. 71 „traurig“) in ihrer Medienpraxis eine Suche nach Sinn darstellt. Doch ebenso wie Hannah in Zeile 44 gelingt es ihr nicht, einen überdauernden Sinn auszumachen.

- 88 Tm: L Naja weil weil du des dann vorglesen hast,
 89 wie wir das betiteln mit reinziehen und Scheiße und Quatsch. es=is eigentlich alles (1) negativ
 90 Hf: L Negativ.
 91 Tm: behaftet und wir machen es trotzdem jeden Tag stundenweise.
 92 Hm: L Mhm aba m-
 93 Lf: L Mhm klar
 94 Jf: L manche
 95 Sachen sind schon süß auch. also keine Ahnung, wenn ich mir so (.) das mein ich halt also des
 96 (.) freut mich dann trotzdem. also ob das jetzt wahr is oder nich, aba wenn ich so halt so (.)
 97 queeeere Familyszenen, weißt du und so (1)
 98 Hf: L @(.)@
 99 Lf: L @(.)@
 100 Tm: L Süße Igel
 101 Jf: L und süße Igel, die Igel ey (.) und äh sowas ha
 102 Hf: L Oah Igel ja::
 103 Jf: °oh die Igel° ((quietschende Stimme))
 104 Hf: L @ (1) @
 105 Lf: L @(.)@
 106 Jf: Ich habe ne Zeit lang immer so Igel Videos angeguckt. Und
 107 Lf: L @(.)@
 108 Hf: L Sie wollte ein Igel als Haustier haben.

109 Jf: Ja es gab so eine bestimmte Igelart, die dann halt Leute zu Hause gehalten ham und die
110 waren °so süß° ((quietschende Stimme)). die hatten so einen weißen, weichen Bauch
111 ((quietschende Stimme)). @(.)@ ich wollte einen Igel haben. ja. (1)

112 Hf: L@(.)@J

113 Lf: L@(.)@J

114 Jf: Ja so Tiervideos, ganz viele Tiervideos guck ich mir auf jeden Fall an, weil mich des

115 Hf: LMhmJ

116 Jf: irgendwie freut.

117 Hf: LCapybaras.

118 Lf: L@(.)@

119 Jf: Was ist das?

120 Hf: Als ob du das noch nie gesehen hast? So Wasserschweine

121 Tm: L(ich sag des sin) Meerschweine

122 Jf: L@(Was)@

123 Hf: Und es gibt auch so ein Lied. ()

124 Jf: L@(Echt?)@

125 Tm: LSing jetzt nicht das Lied.

126 Hf: Nein, ich sing es jetzt nicht.

127 Tm: Das muss er alles transkribieren @(2)@

128 Jf: L@ (3)@J

129 Lf: L@ (3)@J

130 Hf: L@(.)@ Hannah singt. ((prosaisch)) @(.)@ Ja. (2)

131 Jf: Ja alles Mögliche zieh ich mer rein. (.) ich glaub ich hab auch kein wirklichen (1) hm: Ja.

132 Lf: L°Algo:rithmus?°

133 Jf: Weil ich mir halt alles Mögliche dann imma wieda angucke.

Tom ergreift nun wieder das Wort und schließt instantan an Johannas Konklusion an, sodass zunächst der Eindruck entsteht, er würde auch inhaltlich daran anknüpfen. Er bezieht sich jedoch auf meine immanente Nachfrage und spricht mich direkt an (Z. 88). Nachdem der Diskurs sich eine Weile selbstläufig zwischen den Teilnehmer*innen der Gruppe entfaltete, lenkt er damit die Aufmerksamkeit wieder auf die Interviewsituation und die Beantwortung der Frage. Zumal er Johanna beinahe ins Wort fällt, sich aber nicht an sie wendet, sondern auf meine ursprüngliche Nachfrage rekurriert, wirkt sein unvermittelt Einsetzen, als ob in ihm schon länger ein Gedanke reift, den er nun ungeduldig mit der Gruppe teilen möchte. Er stellt fest, dass die Bezeichnungen der Gruppe für deren Medienhandeln durchweg negativ ausfallen. Dabei greift er teilweise die von mir erwähnten Formulierungen aus früheren Passagen auf (vgl. Z. 1-2 „Quatsch reinziehen“) und fügt seine eigene Bezeichnung (Z. 89 „Scheiße“) hinzu, die er bereits in Zeile 26 verwendete. Hannah dient Tom bei dieser Einsicht als Formulierungshilfe (Z. 90). Unverhohlen konfrontiert er die Gruppe mit der Paradoxie ihrer Praxis: Alle scheinen ihr ablehnend gegenüber eingestellt zu sein und doch bringen sie täglich Stunden damit zu. Erneut zeichnet sich ab, dass sich trotz seines Einwands in Zeile 30 die Dauer der Praxis auch bei Tom über Stunden hinziehen kann, zumal er auch hier im Plural spricht (so auch in Z. 20).

Interessanterweise legt Tom damit seine Rolle als Fürsprecher der Medienpraxis ab, was in der Gruppe zu einem allgemeinen Kurswechsel führt, denn es regt sich Widerstand. Nach einer Ratifizierung scheint ausgerechnet Hannah, die diese Passage mit der bedrückenden Schilderung ihrer Medienpraxis einleitete, gegen Toms Darstellung Einspruch erheben zu wollen (Z. 92 „aba“). Sie wird jedoch von Johanna unterbrochen, die einen oppositionellen Diskurs eröffnet. Die Medienpraxis ist nicht ausschließlich negativ zu beurteilen, da es auch Inhalte gibt, an denen man sich erfreuen kann. Exemplifizierend nennt sie dabei „queere Familienszenen“ (Z. 97), die ihr als „süß“ (Z. 95) gelten. Die Authentizität dieser Szenen sind dabei nicht von Belang (Z. 96 „ob das jetzt wahr is oder nich“). Dieser Hinweis bezieht sich vermutlich auf Inhalte, die von Personen mit großer Reichweite kreiert werden und bei denen man sich nicht sicher sein kann, ob die dargestellten Familienszenen gestellt wurden. Dies wird aber von Johanna nicht weiter erläutert.

Tom schlägt parallel zu Johannas elaborierender Beschreibung ein weiteres Beispiel vor, von dem er glaubt, dass es unter deren Kategorie *süßer* Inhalte fällt: „süße Igel“ (Z. 101). Damit setzt Tom in trockenem Ton einen Stimulus, der sogleich eine beeindruckende Wirkung auf die anderen Teilnehmerinnen entfaltet. Johanna und Hannah heben gleichzeitig zu einem

ekstatischen Ausruf an (Z. 101-102), der Toms Beispiel propositional validiert und sich in der Lautstärke deutlich von der bisherigen Konversation abhebt. Offenbar hat Tom mit „süßen Igel“ ein idealtypisches Exempel gesetzt, dem innerhalb der Gruppe eine indexikale Bedeutung zukommt. Johanna scheint in Zeile 101 kurz zu versuchen ihre Beschreibung fortzusetzen („und äh sowas ha“), bricht dann aber ab, um sich in Zeile 103 dem starken Affekt hinzugeben, der die Erinnerung an die Igel offenbar in ihr auslöst und sie in eine Art Ammensprache verfallen lässt, in der ihre Stimme eine hohe, quietschende Tonlage einnimmt. Dies wird von Hannahs und Lindas Lachen begleitet. Johanna und Hannah sehen sich veranlasst, ihre starke Reaktion auf Toms Einwurf zu erklären und mir die Indexikalität der *süßen Igel* aufzuschlüsseln. So erklärt Johanna an mich gerichtet, dass sie geraume Zeit regelmäßig „Igel Videos“ (Z. 106) angeschaut hat und die Begeisterung so weit ging, dass der Wunsch laut wurde, einen Igel als Haustier zu halten, wie Hannah ergänzt (Z. 108). Johanna erzählt von den Inhalten der konsumierten Videos und verfällt erneut in Ammensprache (110-111) wobei ihre Stimme in Zeile 110 bricht, aufgrund ihres exaltierten Sprechens in höchster Stimmlage. Diese Ausführung amüsiert sie selbst, ebenso wie die beiden anderen Frauen der Gruppe, während Tom schweigt.

Johanna generalisiert die Thematik schließlich zu „Tiervideos“ (Z.114), an denen sie sich erfreut und scheint damit an ihre oppositionelle Argumentation aus Zeile 95-96 anknüpfen zu wollen. Was andernfalls als Konklusion hätte angesehen werden können, wird aber sogleich von Hannah um ein wiederum spezifischeres Exemplar besagter Tiervideo-Inhalte ergänzt (Z. 117), das aber zunächst verfehlt, eine ähnliche Begeisterung wie die Igel auszulösen. Es wird aufgeklärt, worum es sich bei „Capybaras“ (Z. 117) handelt, da sie Johanna nicht bekannt sind. Hannah wirft ein, dass es ein Lied gibt (Z. 123), das sie mutmaßlich mit den Tieren assoziiert. Während sich Johanna sowohl amüsiert als auch interessiert zeigt (Z. 124), interveniert Tom metakommunikativ und unterbindet eine gesangliche Performance (Z. 125). In Zeile 127 wird der Grund erläutert, weshalb er Hannah zurückhält, das Lied zu singen. Er solidarisiert sich mit mir, indem er die Gruppe erinnert, dass ich „alles“ (Z. 127) und dementsprechend auch etwaige Gesangseinlagen transkribieren muss. In dieser Mahnung bricht das Bewusstsein der Interviewsituation wieder vollumfänglich über die Gruppe herein. Was gesagt wird, ist nicht nur „on record“, sondern muss auch verschriftlicht werden. Die Interaktion, die Tom in Zeile 100 angestoßen hat, und daraufhin eine lebhaftere Dynamik entwickelte, in der sich der bis dato verfolgte Diskursverlauf fast aufzulösen drohte, war geprägt von ausgelassenem Gelächter. Tom bleibt dieser Ausgelassenheit jedoch auffallend abstinert. Er lacht erst nach seinem Kommentar in Zeile

127, in dem er an das Setting des Gesprächs erinnert. Zumal die Thematik der *Igel* der Gruppe und Tom selbst bestens vertraut zu sein scheint, kommt der Verdacht auf, dass er diesen Impuls gezielt setzte, um eben jenen Aufruhr (Z. 101-124) unter den anderen Teilnehmerinnen zu provozieren, nur um ihn wenig später wieder zu besänftigen, indem er subtil ermahnt, dass jedwede Albernheit von einem Außenstehenden dokumentiert wird. Darin erinnert er die Gruppe an die Blöße, die sie sich vor mir als Fremden gibt, was zu einem längeren, allgemeinen Gelächter führt. Währenddessen imitiert Hannah in explizit unmelodischem Tonfall, wie ich in wissenschaftlicher Sachlichkeit ihren Gesang transkribiert hätte.

Schließlich folgt eine zwei Sekunden anhaltende Pause, die dazu einlädt, den Diskursverlauf an dieser Stelle mit einer rituellen Konklusion als beendet anzusehen. Es zeigt sich jedoch, dass Johanna eine scheinbar echte Konklusion in Zeile 131 und 133 mit einer Formulierungshilfe Lindas (Z. 132) nachreicht. Jedoch schließt diese Konklusion nicht den oppositionellen Diskurs, den Johannas Widerstand (Zeile 94-97) gegen das bedrohliche Bild einer durch und durch widersinnigen Praxis (88-89, 91) einläutete. Stattdessen handelt es sich um eine erneute Konklusion ihrer in Zeile 69 proponierten heterogenen Natur der konsumierten Inhalte. Der von Tom in Zeile 88, 89 und 91 explizierte abgründige Horizont, in dem sich die Medienpraxis der Gruppe gleich einem einschlägigen Suchtverhalten präsentiert, wird mit keinem Wort mehr erwähnt. Es wirkt, als leide die Gruppe unter einer kollektiven Amnesie. Bezeichnenderweise dokumentiert sich gerade darin ein Enaktierungspotenzial, das sich in der Passage nicht etwa kommunikativ, sondern rein performativ zeigt. Wir begegnen der Gruppe mit Toms konfrontativer Proposition in Zeile 88-89, 91 in einem der eigenen Medienpraxis gegenüber irritiertem Zustand. Der Bezug ist reflexiv, die Paradoxie im eigenen Handeln völlig offengelegt. Verbleibt die Gruppe in dieser disengagierten Distanz läuft sie Gefahr, sich dem Wert der konsumierten Inhalte weiter zu entfremden und sich zugleich dafür verantworten zu müssen, ihnen dennoch zu frönen. Das autonome Subjekt, das sich Kraft seines Willens für oder gegen diesen Medienkonsum zu entscheiden vermag, ist dabei aufs Spiel gesetzt. Doch es öffnet sich ein Ausweg: Die Flucht zurück in die Affordanz des Mediums. Mit dem Stichwort „süße Igel“ (Z. 100) zerstreut sich die Gruppe im wohligen Affekt, welche die Assoziation in ihnen auslöst. Zurück ist die Begeisterung für deren „weichen Bauch“ (Z. 110) und vergessen ist das Befremden über die verstrichene Zeit (Z. 29), die ausufernde Quantität (Z. 37) und den flüchtigen Wert (Z. 44) dieser Inhalte. Aus dem Unbehagen der Irritation gibt sich die Gruppe wieder der Trance der affizierenden Inhalte anheim. Was sich hier im Diskurs inszeniert, scheint sich analog in der Medienpraxis am

Smartphone zu vollziehen. Wer strauchelt, *swiped* weiter zum nächsten *Reel*. Schon wird Neues „reingespült“ (Z. 42) und okkupiert den Geist, in dem sodann kein Zweifel persistiert.

G2.2 Karten

Die Passage setzt ein, nachdem darüber gesprochen wurde, dass Smartphones spätestens seit der Covid-19 Pandemie eine Notwendigkeit darstellen und ohne sie kein Auskommen mehr möglich ist.

- 1 Tm: Wenn ich wohin fahr, schau ich vorher auch immer noch, (1) wie ich fahren muss.
2 Zwar auch am Handy, (1)aba:: (1) ich verlass mich immer noch nich ganz auf Maps.
3 Lf: L Ja des stimmtJ
4 Jf: L Mmm
5 ((fallend)) mhm ((fallend steigend))
6 Tm: °Des=is irgendwie°
7 Hf: Aba: dann ver- verlässt du dich ja trotzdem auf Maps, weil du=s ja:
8 Tm: L Ja ich schau=s vorher nach
9 aber ich verlass mich nich drauf dass ich dann Internet hab. oder dass es (1)
10 Hf: L dass **währenddessen** Internet ok
11 Jf: L Ja:.J
12 Lf: L Mmh
13 Tm: Also ich nehm jetzt keine Karte her.
14 Jf: L Gott des=wär so witzig
15 Lf: L °Ja°

Tom bringt in einer Proposition ein, dass er sich nicht vollkommen auf die Navigations-Applikation Google Maps verlässt. Er schildert seine Vorgehensweise, in der er sich vor einer Fahrt mit einer Route vertraut macht und erntet Zustimmung durch Linda und Johanna. Johanna ratifiziert Toms Proposition zunächst mit einem langgezogenen und in der Intonation abfallenden Laut, der auf ein Erstaunen schließen lässt. Ihr scheint dieses Vorgehen selbst nicht geläufig, gibt sich aber mit der Logik dieser Praxis einverstanden, wie sich in einem anschließenden, validierenden Hörersignal dokumentiert. Tom setzt nachdenklich an,

seine Zurückhaltung, sich Maps gänzlich anzuvertrauen, näher zu umschreiben (Z. 6). Hannah wirft jedoch differenzierend ein, dass sich Tom dabei dennoch auf die Anwendung verlasse (Z. 7). Noch ehe sie dies begründen kann, wird sie wiederum von Tom unterbrochen, der ihrer Eingrenzung folgend richtigstellt, dass er sich nicht auf eine stabile Internetverbindung während der Fahrt verlasse. Dass Tom meint, sich nicht ganz auf die App zu verlassen, wenn er vor einer Fahrt die Strecke auf der Applikation studiert, zeugt davon, dass er die Affordanz der Applikation anders auffasst. Wie es nach Toms Verständnis aussehen könnte, sich Google Maps vollständig anzuvertrauen bleibt implizit, möglich wäre jedoch ein uninformiertes Befolgen der Anweisungen, die einem die Applikation erteilt.

In Zeile 13 elaboriert er in seiner charakteristisch trockenen Art, dass er keine „Karte her [nehme]“. Ein Szenario, das Johanna amüsant findet, jedoch einen gänzlich hypothetischen Charakter zu besitzen scheint (Z. 14). Im Sprachgebrauch der Gruppe wird der deutsche Begriff „Karte“ für das herkömmliche, analoge Medium einer auf Papier gedruckten Karte herangezogen, während der englische Begriff „Maps“ mit der digitalen Anwendung Google Maps assoziiert ist. Allen Gruppenteilnehmer*innen scheint diese Konnotation evident. Toms Handhabung der digitalen Applikation gleicht dem Vorgehen eines analogen Karten-Lesenden. Sein humoristischer Verweis auf das analoge Medium ist daher keinesfalls arbiträr. Anstatt sich von der Applikation blind leiten zulassen, macht er sich bereits zuvor mit der Stecke vertraut und prägt sie sich ein. Die Sorge, dass die Dienste der Applikation aufgrund eines Abbruchs der Internetverbindung versagen, animiert ihn zu dieser Vorkehrung. Zugleich behauptet Tom darin ein Stück seiner Souveränität: Google Maps dient ihm, wie einst die Papier-Karte als Instrument seiner Orientierung, nicht aber als deren Surrogat. Für Johanna ist der Gedanke eine analoge Karte zu verwenden, um sich mit einer Route vertraut zu machen, belustigend.

16 Tm: Jah=keine Ahnung so hab ich=s irgendwie halt dann noch glernt von meinem Dad. (.)

17 Hf: LA-

18 Tm: Der hat mer des halt immer auf der Karte zeigt.

19 Hf: Aba: ich glaub des is vielleicht auch (.) bisschen (.) altersbedingt, (.) weil, (.) ich weiß
20 nicht (.) ich hab ni- nie gelernt ne Karte zu lesen.

21 Jf: Ah doch ich schon.

22 Hf: Du:: auch?

- 23 Lf: Ich auch nicht.
- 24 Tm: ^LIch wa- ich war ja mit Tastenhandy in Australien und Indonesien.
- 25 Hf: ^LJa stimmt. stimmt.
- 26 Jf: Ja das:::- @(2)@
- 27 Lf: ^LDas: ist unvorstellbar @ (1)@ voll.
- 28 Hf: ^Leh gestört @(2)@
- 29 Tm: Des da musst du das lernen, °sonst° (1) sonst wär ich @(nur im Hotel gwesen.)@
- 30 Lf: ^LJa
- 31 Hf: ^L@(1)@

Die Assoziation zwischen dem klassischen, d.h. analogen Kartenlesen und Toms habituellem Verwenden der App verdichtet sich weiter, zumal Tom angibt, das Lesen einer Karte vom Vater erlernt zu haben (Z. 16). „So“ (Z. 16), d.h. auf diese Art und Weise habe er es gelernt und an dieser einmal durch den Vater erlernten Vorgehensweise hält er fest, selbst wenn sich das Medium des Smartphones nunmehr die Karte einverleibt hat. In Zeile 16 („glernt“) und 18 („mer“, „des“, „zeigt“) weist sich eine präsentere dialektale Färbung in Toms Sprechen aus als im Rest der Passage, was womöglich der Erinnerung an das Setting der väterlichen Unterweisung geschuldet ist.

In Zeile 19 bis 20 wirft Hannah eine Transposition ein, in der die Thematik des Kartenlesens beibehalten wird, nun aber proponiert wird, dass diese Fähigkeit zu erlernen mit dem Generationslagerung zusammenhänge. Ausgehend von ihrer eigenen Erfahrung, den Umgang mit der Karte nicht erlernt zu haben, geht sie davon aus, dass sich dies unter Gleichaltrigen allgemein so verhalte. Die Gültigkeit dieser Aussage wird aber sogleich in Frage gestellt, da sich Johanna als Gegenbeispiel einbringt. Sie habe ebenso wie Tom gelernt die Karte zu lesen, was Hannah in Zeile 22 überrascht zur Kenntnis nimmt. Linda zählt sich zu Hannahs Fraktion (Z. 23).

Tom elaboriert nun in einer Erzählung, dass er mit einem „Tastenhandy“ (Z. 24) Australien und Indonesien bereist hat. Dies scheint Hannah und dem Rest der Gruppe bekannt zu sein, aber Tom möchte es ihnen wieder ins Gedächtnis rufen. Inwiefern seine Elaboration Hannahs Proposition oder Johannas Antithese untermauert, klärt sich erst in Zeile 29 auf. Mit

dem Tastenhandy können Anwendungen wie Google Maps nicht benutzt werden, es bleibt zur Orientierung also nur die herkömmliche Karte.

Wie sich anhand ihrer einsichtigen Validierung von Toms Reiseerzählung in Zeile 25 dokumentiert, scheint Hannah den 5 Jahre älteren Tom durchaus zu ihrer Generation hinzuzuzählen. Somit dient sein Beispiel ebenso wie Johannas als Antithese zu Hannahs Proposition, ihre Altersgenoss*innen hätten den Umgang mit der Karte nicht gelernt. Es verwundert jedoch, dass Tom in dieser These mitgemeint sein soll, zumal bereits zuvor etabliert wurde, dass er offenkundig Hannahs Annahme nicht entspricht (siehe Z. 16). Während Hannah sich seinem Widerspruch gegenüber auch unverzüglich einsichtig zeigt (Z. 25), reagiert sie auf Johannas Einwand beinahe ungläubig (Z. 22 „Du auch?“). Sie scheint unwillkürlich angenommen zu haben, dass ihr Johannas Erfahrungsraum nähersteht, als der von Tom. Ein scharfer Kontrast zwischen Toms Erfahrungsraum und dem der jungen Frauen tritt auch in der Reaktion auf Toms Verweis auf seine Reise mit Tastenhandy zu Tage (Z. 26-28). Johanna beginnt dabei in Zeile 26 dieses Unterfangen näher bestimmen zu wollen, ihr fehlen aber die Worte, weshalb Linda und Hannah gleichzeitig zwei Formulierungen vorschlagen (Z. 27, 28). Während Linda Johannas Satzanfang ergänzt, indem sie Toms Reise ohne Smartphone als „unvorstellbar“ (Z. 27) deklariert, kommentiert Hannah dessen Reise als „eh gestört“ (Z. 28). Obschon Tom auch Bewunderung entgegengebracht wird, stellt für die Frauen das Reisen ohne Smartphone und der damit einhergehende Verzicht auf Sicherheit und Bequemlichkeit, kein tatsächlich anzustrebender Horizont dar. Daher überschreitet auf diese Art zu reisen die Grenzen der Vorstellungskraft (Z. 27) oder muss als ganz und gar unvernünftig (Z. 28) abgewiesen werden.

In Zeile 29 verfällt Tom kurzzeitig in die zweite Person Singular, was seiner Aussage einen gewissen Aufforderungscharakter verleiht und den Kontrast zwischen der Realisierbarkeit dieses Horizonts weiter bespielt. Zugleich ist dies noch immer Teil der Erzählung seiner Reiseerfahrung mit dem Tastenhandy. Die Fähigkeit des Kartenlesens, die zuvor als durch den Vater vermittelt aufschien (Z. 16), wird nun als autodidaktische Errungenschaft beansprucht (Z. 29 „da musst du das lernen“). Es ist eine Kompetenz, die aus der Notwendigkeit (Z. 29 „musst“) heraus angeeignet wurde. Andernfalls hätte er die Hotelanlage nicht verlassen, wie Tom lachend anmerkt (Z. 29). Es amüsiert ihn, eben weil er sich aus dem Hotel gewagt hat und sich selbst unter Beweis stellen konnte, dass er auch in der Fremde fähig ist, sich zu orientieren ohne darauf auf andere technische Hilfsmittel als die Karte angewiesen zu sein.

32 Lf: Obwohl, ob da auf den Karten alle Straßen eingezeichnet waren?

33 Tm: Nee, das war ja des Problem. (1) dafür hab ich schöne Orte entdeckt.

34 Hf: L @ (1) @ J

35 Lf: L @ (.) @ J L @ (Hätt dir vielleicht Google
36 Maps mehr weitergeholfen.) @

37 Tm: Nee ich glaub mit Google Maps hätt ich weniger von der Insel gsehen. weil ich da
38 meine (1)

39 Lf:
40 L Achso ja

41 Tm: meine meinen fixen Punkt eingegeben hätt und dann wär ich dahin gefahrn. (.) Ich
42 hab zweimal so irgendwelche coole Tempel- (.) anlagen entdeckt, weil ich mich
43 verfahren hab.

44 Jf:
45 L Mhmm

46 Lf:
47 L Ja

48 Tm: Deswegen des glaube ich hat nix mit=em Alter zu tun, sondern weil ich mein Handy
49 erst so spät oder (halt) so spät erst en (.) Smartphone geholt hab.

50 Hf: L Ja:. voll. J

51 Jf: Ja, aber du hast es ja auch beigebracht bekommen, oda:?

52 Tm: Ja.

53 Jf: Ja voll, ich halt eben auch. deswegen vielleicht war des einfach so.

54 Hf: L Mhm

55 Jf: Vielleicht wollt dein Dads @ (dir nich zeigen.) @

56 Hf: : L @ (Er wollte nicht, dass ich weggeh.) @

57 Lf: L @ (2) @

Während Tom in Zeile 2 davon spricht, sich nicht vollkommen auf Google Maps zu verlassen, wird nun von Seiten Lindas die Zuverlässigkeit der analogen Karten in Frage gestellt. Ihr ist dieses Medium suspekt. Tom validiert ihre Vermutung und bezeichnet die angeprangerte Ungenauigkeit der Karten als „des Problem“ (Z. 33). Es folgt eine kurze Pause, in der Hannah (Z. 34) und Linda (Z. 35) zu lachen beginnen. Dann setzt Tom fort und scheint diesem „Problem“ (Z. 33) nun aber etwas Positives abgewinnen zu können. So hat ihn der Mangel an kartografischer Präzision „schöne Orte“ (Z. 33) entdecken lassen. Zeitgleich dokumentiert sich in Lindas Opposition, in der sie „Google Maps“ zum hilfreicherem Instrument kürt (Z. 35-36), eine gewisse Satisfaktion. Die Verwegenheit ihres Freundes, ohne ein Smartphone mit einschlägigen Anwendungen zu verreisen, kommt für sie nicht in Frage (Z. 27). In seinem Eingeständnis, dass diese Art des Reisens auch Probleme mit sich bringen (Z. 33), sieht sie ihren Vorbehalt bestätigt. Doch Tom hält Lindas Opposition entgegen, dass ausgerechnet die Beschwerlichkeit des Kartenlesens ihm die Insel anders erschlossen hat (Z. 37, 39-40). Während ihn Google Maps ohne Komplikationen zu seinem Ziel geführt hätte (Z. 39), sind es die Um- und Abwege die sich mit dem *problematischen* (Z. 33) Medium der analogen Karte ergeben, die ihn die Insel nicht nur er-fahren, sondern *entdecken* lassen (Z. 39-40).

Tom versucht die Thematik zu einem Abschluss zu bringen, in dem er das Kartenlesen nicht auf das Alter zurückführt, sondern auf die Tatsache, kein Smartphone besessen zu haben (Z. 43-44). Es bleibt unklar, ob er damit die Möglichkeit einer Korrelation zwischen Alter und der Fähigkeit des Kartenlesens allgemein abstreitet, oder sich lediglich auf den eigenen Fall bezieht. Für ihn gilt jedenfalls, lange kein Smartphone in Anspruch genommen zu haben. Impliziert ist damit auch, dass sich ihm nicht die Möglichkeit bot, sich das Navigieren von einer Applikation abnehmen zu lassen, woher die Notwendigkeit des manuellen Kartenlesens rührt. Johanna lässt diese Konklusion jedoch nicht gelten und weist darauf hin, dass ihm der Umgang mit der Karte beigebracht wurde (Z. 46). Es verhält sich also umgekehrt: Tom konnte deshalb auf das Smartphone verzichten und sich dennoch in der Fremde zurechtfinden, weil er eine väterliche Ausbildung genossen hat. Es stehen nun verschiedene Produktionsregeln im Raum, von denen sich in der Gruppe jedoch keine durchzusetzen vermag. Es zeichnet sich keine Synthese ab. Deshalb wird die Opposition nun in der Metarahmung einer dritten, scheinbar irrelevanten Orientierung abgeschlossen. Johanna schlägt vor, Hannah könnte das Kartenlesen deshalb nicht erlernt haben, weil der Vater es ihr absichtlich vorenthalten wollte (Z. 50). Hannah liefert dafür sogleich das passende Motiv: Der Vater wollte nicht, dass sie fortgeht (Z. 51). Obwohl diese Orientierung herangezogen wird, um Dissonanzen in der

Gruppe zu vermeiden und für einen Comic Relief zu sorgen, ist ihr Inhalt nicht arbiträr. Es dokumentiert sich, dass auch für die beiden Frauen das Beibringen des Kartenlesens eindeutig Sache der Väter ist. Zwar wurde Johanna das Kartenlesen ebenfalls beigebracht, es gilt der Gruppe aber als eine männlich attribuierte Fähigkeit, so kommen die Mütter als potenzielle Lehrerinnen nicht in Frage. In Hannahs Aussage in Zeile 51 taucht das Kartenlesen implizit als ein Mittel auf, sich vom Elternhaus zu emanzipieren und *wegzugehen*. Ein Mittel, das ihr in diesem Szenario vom Vater verweigert wurde. Die Unfähigkeit sich in der Fremde zu orientieren, verunmöglicht sich in die Fremde zu begeben. Entsprechend muss es einem „gestört“ (Z. 28) vorkommen, wenn jemand nicht nur das Zuhause verlässt, sondern sich ohne das Smartphone in die exotischsten Länder vorwagt. Der eigene Radius erweitert sich, indem das Kartenlesen an das Smartphone delegiert werden kann.

G2.3 Generell Panik

Der Passage geht eine Diskussion über die Beantwortung von Sprachnachrichten voraus. Zuvor wurde aber von Hannah und Johanna geteilt, wie der Verlust ihres Smartphones erlebt wurde. So wurde erzählt, wie der Diebstahl des Smartphones im Urlaub zu intensiven Gefühlen der Hilflosigkeit geführt habe, aber auch von dem Unbehagen und der Isolation berichtet, die ein defekter Smartphone-Akku in der Heimat nach sich zog.

- 1 Tm: Wenn: ihr euer Handy verliert s=oda=s kaputt geht kommt=s imma auf die Situation an. (.)
- 2 wo ihr grad seids, damit ihr Panik kriegt=oda kriegt ihr generell Panik?
- 3 Hf: └ generell Panik.
- 4 Jf: °Joah.°
- 5 Tm: Ho- ge- du kriegst genrell Panik ja? ((belustigt)) (1) Weil als wir nach Danzig gefahrn
- 6 sind, hat=s kurz net funktioniert un=du warst sofort so (.) wuah
- 7 Hf: └ Mhm┐ └ Ja ich dachte es geht kaputt weil der
- 8 Lf: └ Jaa┐
- 9 Hf: Bildschirm auf einmal schwarz war und nich mehr reagiert hat.

Tom proponiert in seiner Frage, dass der Verlust oder Defekt des Smartphones zu Panikgefühlen führt (Z.1-2). Er fragt, ob die Panikzustände bei den anderen Gruppenteilnehmerinnen darüber hinaus bestimmte situative Umstände bedürfen oder allein durch verloren gegangene oder defekte Smartphones ausgelöst werden können. In der Frage wendet er sich als scheinbar Unwissender an die Frauen, denn er selbst ist von dem Phänomen

nicht betroffen, auf das sein Fragen abzielt. In dieser Distanziertheit zu der Thematik dokumentiert sich jedoch, dass die Panik für ihn bereits als negativer Horizont etabliert ist. Implizit angelegt ist ebenso das durch ihn verkörperte Ideal, im Angesicht der versagenden Technik die Ruhe zu bewahren. In seiner an die Gruppe gerichteten Frage scheint die Option einer stoischen Gelassenheit jedoch gar nicht mehr auf. Er räumt ihnen somit lediglich die Möglichkeit ein, die Panik, die sie unweigerlich überfällt, an weitere Bedingungen zu knüpfen. Hannah antwortet knapp, dass sie „generell [in] Panik“ (Z. 3) verfällt und greift damit Toms Formulierung direkt auf. Die Panikzustände werden also unabhängig von der Situation ausgelöst, sobald das Smartphone nicht mehr funktioniert oder als verloren gilt. Johannas leises Hörersignal (Z. 4) bezieht sich auf Hannahs Beitrag. Es ist nicht eindeutig als Validierung auszumachen, zumal Intonation und Lautstärke eine gewisse Ambivalenz vermuten lassen, die sich nicht vollständig mit Hannahs Position in Einklang bringen lässt. Hannahs Aussage „generell [in] Panik“ (Z. 3) zu verfallen, wird von Tom mit fragender und zugleich amüsiertem Intonation wiederholt (Z. 5). Daher handelt es sich nicht um eine propositionale Validierung, die auf eine übereinstimmende Orientierung verweist, es wird aber auch noch keine eindeutige Opposition entfaltet. Tom gibt vor, sich zu versichern, dass er sie richtig verstanden hat. Er wartet aber nicht ab, dies von ihr bestätigt zu bekommen, weshalb der Nachfrage eine rhetorische Funktion zukommt. Tom verleiht mit seiner Wiederholung dem Gesagten Nachdruck und scheint Hannahs Eingeständnis süffisant auszukosten. Zugleich verstärkt sich in seinem wiederholten Fragen der Anschein seiner Fremdheit gegenüber dem Panik-Erleben. Die Wortabbrüche zu Beginn seiner Wortmeldung (Z. 5), in denen sich Tom verhaspelt, dokumentieren ein gesteigertes Erregungsniveau, die Hannahs Aussage in ihm auslöst. Er führt einen Ausflug an, in der er besagtes emotionales Erleben anhand ihres Verhaltens beobachten konnte. Dieses Verhalten wird von ihm nicht durch einen Begriff mit lexikalischer Bedeutung ausgedrückt, sondern durch die Interjektion „wuah“ (Z. 6). Obschon es möglich ist, dass es sich dabei um das Zitat eines Ausrufs handeln könnte, erscheint es naheliegender, dass er darin Hannahs damaligen emotionalen Zustand mimit. Die unbedingte Panik im Falle eines Smartphonedefekts dient ihm als negativer Horizont, von dem er sich abgrenzen möchte. Die Verfügbarkeit des Beispiels, sowie seine Erregung erwecken den Eindruck, dass die Ausführung dieser Erzählung (Z. 5-6) womöglich schon in seiner Frage in Zeile 1-2 intendiert war. Sein Stottern in Zeile 5 mag als Ausdruck der Überraschung über Hannahs offenes Eingestehen ihrer unbedingten Panik gelesen werden, derer er sie überführen wollte. Hannahs Verhältnis zum Smartphone entspricht darin dem negativen Horizont, dem er selbst entgehen möchte. Hannah elaboriert Toms Erzählung, in

dem sie zeitgleich zu dessen Interjektion, diesen Ausdruck indexikal entschlüsselt, indem sie ihren Gedankengang rekonstruiert (Z.7). Sie beschreibt, dass in der Situation ihr Smartphone den Eindruck eines Defekts erweckt habe (Z. 8).

- 10 Tm: L Aber wir waren ja zu viert (. .) des wär ja völlig wu:rscht
 11 gewesen (einfach)
- 12 Hf: L Jaa::, n- d- aba dann hätt ich euch irgendwo verlo:ren, (.) dann:: (.) ja. (.) nee. (.)
 13 °ich hätt da echt Panik ghabt.° (1) @ (2) @
- 14 Lf: L @ (Heh im Auto.) @ J L @ (1) @ J
 15 Jf: L @ (1) @ J
- 16 Hf: @ (Ja: weiß=ich nich,) @ an der Raststätte ihr (.) vergesst mich (.) @ (mit einzuladen) @
- 17 Lf: L @ (4) @
 18 Jf: L @ (3) @ J
- 19 Tm: Vergessen.
- 20 Hf: L @ (3) @
- 21 Lf: L @ (2) @ (2) Mhm.
- 22 Hf: Nee ich krieg da direkt Panik.

Tom eröffnet in seiner Erwiderung einen divergenten Diskurs (Z.10), was sich erst zum Ende dieses Abschnitts belegen lässt. Er argumentiert, dass aufgrund der Gegenwart ihrer Freund*innen ein kaputtes Smartphone nicht ins Gewicht hätten fallen dürfen (Z. 10-11). Daran zeigt sich, dass er diesen sozialen Aspekt wohl auch zu jenen situativen Bedingungen zählt, anhand derer er das Gefühl der Panik beim Defekt oder Verlust des Smartphones relativiert. Für ihn stellt die Gesellschaft der Anderen ein Enaktierungspotenzial dar, dem negativen Horizont zu entgehen. So könnte seine Aussage in Zeile 10 („wir waren ja zu viert“) implizieren, dass einem Freund*innen ein Gefühl der Geborgenheit geben, dass die Panik zu stillen vermag, die der Defekt des Smartphones nach sich zieht. Womöglich bezieht sie sich aber auch schlicht darauf, dass die Gruppe von vier Personen wohl immer noch drei funktionsfähige mobile Endgeräte besessen hätte, der Zugriff auf Anwendungen des Smartphones also hätte gewährleistet werden können. Am Gebrauch des Konjunktiv II (Z. 10) wird ersichtlich, dass es sich um ein rein hypothetisches Szenario handelt, das offenbar nicht eingetreten ist. Der Defekt des Smartphones erwies sich also mutmaßlich als temporär.

Exploriert wird nun aber, was gewesen wäre, wenn das Smartphone tatsächlich anhaltend defekt gewesen wäre.

In Zeile 12 verfällt Hannah in ein Stottern und ist in ihrer Argumentation sichtlich verunsichert. Sie beschreibt ihre Sorge, dass sie die Gruppe hätte verlieren können. Daraufhin scheint sie fortsetzen zu wollen (Z. 12 „dann“) bricht aber ab und verfällt sprachmelodisch in eine Art Staccato. Sie gibt den Versuch auf, ihre Sorge logisch zu untermauern, stattdessen behauptet sie mit einer akzentuierten Negierung (Z. 12 „nee“) ihr subjektives Empfinden und beharrt mit gedämpfter Stimme darauf, dass sie in der geschilderten Situation in Panik verfallen wäre (Z. 13).

Linda schaltet sich Parallel zu Hannahs Aussage in Zeile 13 ein und kommentiert das von Hannah entworfene hypothetische Szenario. In ihrer lakonischen Elaboration diskreditiert sie Hannahs Sorge als irrational, zumal sie aufzeigt, wie abwegig der Gedanke ist, dass Hannah der Gruppe in einem Auto verloren gehen könnte. Sie amüsiert sich über die Absurdität dieses Szenarios, während Hannah und Johanna kurz brauchen, bis sie die Pointe der Aussage ebenfalls verstehen und in ihr Lachen miteinstimmen. Hannah schöpft aber von neuem Hoffnung, ihre Sorge untermauern zu können, und entwirft ein weiteres Szenario, in der sie von der Gruppe versehentlich an einer Raststätte zurückgelassen wird (Z. 16). Die sich schon in Zeile 12 meldenden regressiven Tendenzen einer kindlichen Angst, verloren oder zurückgelassen zu werden, sind hier deutlich zu vernehmen. Dies dokumentiert sich sprachlich auch an dem zunehmenden Verlust ihrer Handlungsgewalt. Während sie in Zeile 12 noch als das Subjekt auftritt, dass die Gruppe verliert, taucht sie in ihrer Satzkonstruktion in Zeile 16 als passives Objekt auf. Sie ist nicht mehr in der Lage in den Wagen einzusteigen, sondern muss *eingeladen* (Z. 16) werden, gleich einem Kind, das von den Eltern in den Kindersitz gehoben und angeschnallt wird. Tom bleibt diese Dynamik nicht verborgen und entlarvt in seinem ironischen Kommentar das „Vergessen“ (Z. 19) als intendiert. Damit vervollständigt er die paradigmatische Angstvorstellung des auf der Autobahnraststätte ausgesetzten unliebsamen Kindes oder Haustiers. Das allgemeine Amüsement der Gruppe, an dem auch Hannah teilhat, legt offen, dass dieses Szenario nicht ernstgenommen werden kann. Zugleich verweist gerade Hannahs Lachen darauf, dass sie hier einen divergenten Diskurs bedient, der ihr eigenes Erleben argumentativ zu unterminieren versucht und damit zugleich radikal verfehlt. Nach dem das allgemeine Gelächter abklingt, fährt Hannah nun wieder in gefasstem Ton fort, in dem sie ungeachtet des Diskurses zwischen Zeile 10 bis 21 auf der Panik beharrt, die sie bereits in Zeile 3 angeführt hatte. Es kommt zu keiner Synthese.

Stattdessen bleibt die Diskussion unabgeschlossen und führt ergebnislos zum Ausgangspunkt zurück. Darin wird offenkundig, dass die Gruppe Hannahs subjektives Empfinden in einem falschen Rahmen abhandelte. So wurde die Logik ihres Empfindens attackiert, die subjektive Wirklichkeit des Empfindens jedoch ignoriert. Deshalb vermögen die vorgebrachten Argumente sie auch nicht umzustimmen. Ihr emotionales Erleben lässt sich rational nicht entkräften.

Nichtdestotrotz gibt ihr Versuch, der Gruppe den Sinn ihrer Sorge zugänglich zu machen, Aufschluss über die Empfindung, die auftritt, wenn sie nicht länger auf die Funktionen ihres Smartphones vertrauen kann. Die Verbundenheit zu ihren Freund*innen wird trotz deren Gegenwart erschüttert und die Angst, von ihnen isoliert zu werden, wird laut (Z.12). Es versetzt Hannah in eine Passivität, in der sie ihr Handlungsvermögen beeinträchtigt sieht (Z. 16). Wie sich anhand ihres Beispiels deutlich dokumentiert, überkommt sie ein Gefühl der Ausgesetztheit (Z. 12-13, 16). Unter dem Eindruck der Defizienz des Smartphones lässt sich eine dem Erwachsenenalter angemessene Autonomie nicht aufrechterhalten und sie ist in eine kindliche Hilflosigkeit zurückversetzt. Ein zumindest minimaler Konsens zwischen Hannah und Tom, deren Orientierungen in diesem Punkt ansonsten auseinanderzustreben scheinen, besteht in dem Bedürfnis, sich der Nähe anderer zu vergewissern, wenn das Smartphone defekt ist. So erklärt Tom den Defekt von Hannahs Smartphone deshalb für gleichgültig, weil sie sich wohlbehütet im Kreis der Freunde befand (Z. 10-11). Bei Hannah wird das Bedürfnis nach Nähe zu den Freund*innen in der Situation ebenfalls dominant, es lässt sich aber ohne das Smartphone nicht mehr hinreichend befriedigen. Es gelingt ihr nicht, auf eine Verbindung zu vertrauen, die sich allein im Analogen abspielt.

Gruppe 3

Einleitung

Die Dritte Diskussion fand im Unterschied zu den vorherigen Gruppendiskussionen aufgrund der Entfernung online über eine Videokonferenz statt. Bei den Teilnehmer*innen handelte es sich um vier Personen, die ich Joachim, Kim, Franz und Tuyet nennen werde, aus einer Stadt in Norddeutschland. Joachim und Kim befinden sich in einer romantischen Beziehung, Franz und Tuyet sind ebenfalls ein Paar und überdies verheiratet. Kim und Tuyet sind Schwestern. Das Alter der Teilnehmer*innen lag zwischen Ende 20 und Ende 30. Alle Teilnehmenden sind berufstätig, Joachim und Kim in technischen Ausbildungsberufen, Tuyet und Franz in akademischen Berufen.

Die Diskussion erfolgte am Abend des 01.06.24. Während der Diskussion war ich der Gruppe, die sich in der Küche von Kims Wohngemeinschaft eingefunden hatte, über ein Laptop zugeschaltet. Die Joining-Phase verlief wie üblich in online Gruppen relativ kurz und war unterbrochen von technischen Schwierigkeiten, die sich glücklicherweise lösen ließen und daraufhin während der Diskussion nicht mehr auftauchten. Mit dem online Format hatte ich bereits während meiner Bachelorarbeit gute Erfahrungen gemacht. Durch meine physische Abwesenheit kann gerade bei vertrauten Gruppen die Interviewsituation temporär in den Hintergrund treten und einen natürlichen, selbstläufigen Gesprächsfluss fördern. Dies bestätigte sich auch mit dieser Gruppe, die nach einer anfänglichen Eingewöhnung in Situation und Thematik einen selbstläufigen und interaktiven Diskurs entfaltete. Die Gruppe fühlte sich thematisch sehr ungebunden, gelegentlich kam meinem Fragen daher auch die Funktion zu, den Diskurs der Teilnehmenden wieder auf den Gegenstand zurückzubringen. Unterstützt wurde ich dabei von Franz, der zuweilen eine fast moderierende Rolle einnahm und oft als erster das Wort ergriff. Franz forderte auch Nachfragen ein, wenn er das Gefühl hatte, der Diskurs der Gruppe hätte sich erschöpft. Generell schien er darauf bedacht, mich einzubinden, indem er sich metakommunikativ immer wieder direkt an mich wandte. Er zeichnete ein sehr kritisches Bild vom Smartphone in seinen Beiträgen und die Gruppe attestierte ihm, am wenigsten an diese Art der Medienpraxis gebunden zu sein. In ihren frequenten Vergleichen galt der Gruppe eine zeitintensive Beschäftigung mit dem Smartphone als unattraktiv. Ebenso war die Rolle des Smartphones in deren Beziehung ein dominierendes Thema. Insbesondere Franz und Kim identifizierten es dabei häufig als Störfaktor. Insgesamt dauerte die Diskussion knapp zwei Stunden.

G3.1 Schreiben

Als Reaktion auf den kurzen Filmimpuls, der nach etwas über einer Stunde erfolgte, grenzten sich die Teilnehmer*innen von dem Medienhandeln des Protagonisten entschieden ab. Die überlagernden digitalen Settings wurden als reizüberflutend wahrgenommen. Zugleich wurde aber von einer ähnlichen Praktik berichtet, in der man sich mit dem Smartphone beschäftigt, während man einen Film schaut oder durch einen Social-Media Feed scrollt, während man mit dem oder der Partner*in telefoniert. Dem wurde entgegengehalten, dass man es der Konversation anmerket, wenn die andere Person sich zeitgleich mit anderen Anwendungen des Smartphones beschäftigt.

- 1 Ym: Wie gelingt euch (.) Kommunikation über des: Smartphone? wenn ihr sie beispielsweise
2 vergleicht, (.) wenn ihr jetzt (.) in der in der Küche sitzt (.) ähm und=alt mitenanda sprecht, (.)
3 ähm: wie unterscheidet sich des wenn ihr ähm: ja übe:r über des Smartphone kommuniziert?
- 4 Fm: Mh (2) also meine Kommunikation is auf jeden Fall deutlich knapper. (.) über das: (.)
5 Smartphone, (1) m:h und wenn=s en=bisschen was: längeres is, ja dann entweder telefonieren
6 oder Sprachnachrichten (.) verschicken=weil=ich also ich (.) tippe überhaupt nicht gerne auf=m
7 Smartphone das find ich irgendwie anstrengend, un: (.) deswegen verschick ich entweder kurze
8 Nachrichten oder Sprachnachrichten. (3) joa, aba ich bin auch allgemein nicht so Fan (1)
9 von (.) Nachrichten verschicken. weiß nich
- 10 Kf: └ Ja Kommunikation über=s Schreiben, nöh?
- 11 Fm: └ Ja
- 12 Kf: Manchmal (.) versteht man sich fa::lsch, un dann kommt doch irgendwie ne
- 13 Fm: └das stimmt┐
- 14 Kf: Stresssituation. un=an man möchte was halt geregelt bekommen und dann schreibt man hin
15 und her, odah wartet auf die Antworten aba die andere Person antwortet nur auf eine von fünf
16 Fragen, und dann (.) muss man da hinterher,
- 17 Fm: └@(.)@┐
- 18 Tf: └@(.)@

Anknüpfend an das zuvor erwähnte Telefonieren mit dem oder der Partner*in zielt die nun aufgeworfene Frage nicht einfach auf eine Darstellung des Vollzugs kommunikativer Praxis am Smartphone, sondern fragt nach den Bedingungen, die den Erfolg der Praxis konstituieren (Z.1). Die Frage regt damit eine abstrahierende Beschäftigung an und setzt voraus, dass der Gruppe diese Bedingungen verfügbar sind und sich den Akteur*innen ein Gelingen ihrer Kommunikation überhaupt manifest ausweist. Kriterien, die gelingende Kommunikation von einem Scheitern abheben, werden in der Frage nicht angeführt. Zumal mir die Fragestellung offenbar selbst zu voraussetzungsreich erscheint, wird im proponierten Vergleich zwischen der gegenwärtigen Unterhaltung in ko-präsender Situiertheit der Gruppenteilnehmer*innen und ihren Erfahrungen mit der Smartphone-Kommunikation eine Möglichkeit zur Beantwortung der Frage vorgeschlagen (Z. 1-3). Dass ein Unterschied besteht, ist in der Frage bereits präsupponiert.

Franz ratifiziert zunächst meine Frage (Z.4) und signalisiert, dass er sie zur Kenntnis genommen hat, lässt sich aber noch zwei Sekunden Bedenkzeit, bevor er zu einer Antwort ansetzt. Er entscheidet sich, das Angebot aus dem zweiten Teil der Frage anzunehmen und beschreibt in seiner Elaboration die Unterschiede, die er zwischen der Kommunikation am Smartphone und der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht bei sich feststellt. Franz gibt an in seiner Kommunikation am Smartphone eine Verkürzung seiner Ausdrucksweise festzustellen, so beschreibt er seine „Kommunikation über das Smartphone“ (Z.4-5) als „deutlich knapper“ (Z. 4). Sofern der Gegenstand der Kommunikation sich nicht in dieses Format komprimieren lässt, weicht er auf Telefonate oder Sprachnachrichten aus (Z. 5-6). Er begründet sein Vorgehen mit seiner Abneigung zu „tippe[n]“ (Z. 6). Erst darin dokumentiert sich, dass Franz‘ vom Verfassen schriftlicher Textnachrichten spricht. Dies gestaltet sich für Franz „irgendwie anstrengend“ (Z. 7) und er bekennt, im Allgemeinen kein „Fan“ (Z. 8) dieser Art der Kommunikation zu sein. Die Medienpraxis scheint für ihn von einem gewissen Unbehagen begleitet zu sein. Dennoch ist es gerade das „Schreiben“ (Z.10), auf das er sich ganz implizit bezieht, wenn er über die Kommunikation mittels Smartphone spricht, wie Kim schließlich in Zeile 10 festhält. Es scheint daher bei Franz paradigmatisch für die Kommunikation am Smartphone zu stehen, während Sprachnachrichten oder Telefonate nur sekundäre Medien dieser Kommunikation darstellen, auf die jedoch seine individuelle Präferenz fällt. Die mühelose Gewandtheit seines sprachlichen Ausdrucksvermögens ist im Schreiben behindert. Die Verknappung seiner Nachrichten verweist nicht auf ein willkürliches Streben nach Prägnanz, sondern dokumentiert die Wirkung einer dilettantischen Beziehung zum Schreiben am Smartphone, in der ihr technischer Aspekt – das Tippen (Z. 6) – noch immer salient aufscheint. Das Medium bleibt seinem Vermögen äußerlich und drängt sich ihm eher in seiner Defizienz auf als in seiner Funktionalität. So wird die Kommunikation über Textnachrichten gegenüber der ko-präsenten, direkten Kommunikation zunächst als eine Verknappung der Form (Z. 4), unter gesteigerter Anstrengung (Z. 7) eingeführt. Erst in der Sprachnachricht findet Franz das Vermögen seiner Ausdrucksweise restituiert. Seine reservierte Fremdheit gegenüber der Praxis mag sich auch in dem Umstand ausweisen, dass er sie begrifflich nicht zu bestimmen versucht, während sie Kim sogleich als „Kommunikation übers Schreiben“ (Z. 10) benennt.

Mit Kims Betitelung dieser distinkten Praxis fokussiert sie den Diskurs zugleich. Das Telefonieren oder Versenden von Sprachnachrichten, die bei Franz noch Erwähnung finden, werden von ihr nicht aufgegriffen. In Bezug auf die Kommunikation über das Smartphone räumt damit auch Kim dem Verfassen von Textnachrichten Präzedenz ein. Sie skizziert in

einer Aufzählung (Z. 12, 14-16) die Unzulänglichkeiten des „Schreibens“ (Z. 10), die in verschiedenen Situationen zum Tragen kommen. So führt sie Missverständnisse an, die „Stresssituationen“ (Z. 14) nach sich ziehen, oder man sieht sich an der Abwicklung einer Angelegenheit gehindert (Z. 14 „möchte was geregelt bekommen“), weil der reziproke Charakter der Kommunikation verlangt, die Antworten des oder der Gesprächspartner*in abzuwarten oder die Antworten fragmentarisch ausfallen (Z. 15-16). Um die gewünschte Klärung zu erreichen, bedarf es in diesem Fall erneut eigener Initiative (Z. 16). Harrt man einer Antwort, sieht man sich in der Kommunikation über Textnachrichten ganz der Willkür des oder der Anderen ausgesetzt. Es wird dabei die Abhängigkeit von dem oder der Kommunikationspartner*in beim Schreiben evident. Für Kim zeigt sich dieses Verhältnis besonders in der Asynchronität des Austausches, in dem Zeitpunkt und Beliebigkeit einer Antwort ein Machtgefälle indizieren. Die Anstrengung, die sich bei Franz auf der technischen Ebene der Handhabung einstellt (Z. 6-7), zeigt sich bei Kim also eher in den Spezifika der Interaktion der schriftlichen Kommunikation am Smartphone. Doch auch bei ihr wird weniger die steigernde Funktion der Kommunikation mit dem Smartphone beleuchtet, als eine Defizienz skizziert, in der es einem nicht gelingt über Textnachrichten eine Verbindlichkeit in Gesprächspartner*innen zu evozieren, die diese zu unverzüglicher und zuverlässiger Auskunft zwingt.

Franz scheint sich über das unvollständige Antwortverhalten, das Kim anprangert zu amüsieren (Z. 17). Kurz darauf lacht auch Tuyet kurz auf (Z. 18), bezieht sich dabei aber nur indirekt auf Kims Elaboration, die keine Komik zu intendieren scheint. Da es sich um rein ratifizierende Hörersignale handelt, kann deren Bedeutung nicht zweifelsfrei entschlüsselt werden. Es liegt jedoch nahe, dass Franz, der seine Kommunikation über das Smartphone als vornehmlich knapp (Z. 4) beschrieben hatte, sich in dem von Kim beschriebenen Szenario auf Seiten der Person wiedererkennt, die mindestens eine Antwort schuldig bleibt. Tuyets Lachen mag daher als Reaktion auf Franz' Selbsterkenntnis gelesen werden, da sie als dessen Freundin Leidtragende dieses Antwortverhaltens sein könnte. In jedem Fall scheint Kims Schilderung in beiden eine Reaktion zu provozieren.

Obschon meine anfängliche Nachfrage auf gelingende Kommunikation abzielte, scheint es der Gruppe zunächst leichter zu fallen zu explorieren, wann sie misslingt oder was sie erschwert. Es skizziert sich ein negativer Horizont, in der das „Schreiben“ (Z. 10) geprägt ist von Frustrationen, da es als missverständlicher und ineffizienter empfunden wird als die direkte verbale Kommunikation.

- 19 Jm: Ich neige ja auch imma dazu (.) dann zu schreiben wie ein Irrer. neh?
- 20 Kf: LJ:a:h. is schon anstrengend.
- 21 Jm: Also ich schreib schon sehr gerne. ich kann mich einfach besser mit ausdrücken. (1) aba ja,
- 22 des magste dann oft nich.
- 23 Kf: LNee. also ich würd (dann) einfach telefonieren und gut is.
- 24 Jm: Ja

Joachim gibt an „wie ein Irrer“ (Z. 19) zu schreiben und ersucht dies von seiner Freundin bestätigt zu bekommen (Z. 19 „neh?“). Sie validiert seine Aussage und bezeichnet dessen Schreibpraxis als „anstrengend“ (Z. 20). In Zeile 21 präzisiert Joachim schließlich sein Verhältnis zum Schreiben und es wird ersichtlich, weshalb er in Zeile 19 ein so harsches Urteil über seine Medienpraxis fällt. Sein Bezug kontrastiert den bis dato ausschließlich negativen Horizont, den Franz und Kim entwickelt haben, zumal er das Schreiben wertschätzt und darin eine Ausdrucksform findet, die ihm liegt (Z. 21). Die Verwendung des Komparativs (Z. 21 „besser“) verweist darauf, dass Joachim den in meiner Frage angelegten Vergleich zur unvermittelten Kommunikation aufgreift, der für ihn zu Gunsten des Schreibens ausfällt. Er knüpft damit antithetisch an Kims und Franz' Orientierung an, trägt seine abweichende Meinung aber vorsichtig an die Gruppe heran und ist dabei insbesondere auf Kims Perspektive bezogen. Das Prädikat „wie ein Irrer“ (Z. 19), das er selbst über sein Schreibverhalten verhängt, scheint ihrer Haltung Tribut zu zollen und eine mögliche Kritik vorwegzunehmen. Ebenso folgt auf seine Antithese in Zeile 21 sogleich eine Feststellung ihres Missfallens, als würde dies seine eigene Meinung diskreditieren (Z. 21-22). Die auseinanderstrebenden Orientierungen werden von Kim weitergehend elaboriert, in dem sie angibt, den telefonischen Kontakt zu bevorzugen. Im Partikel „einfach“ (Z. 23) und dem lakonischen „und gut is“ (Z. 23) dokumentiert sich das Ideal einer prägnanten Kommunikation, die auf die lästigen Umschweife des Schreibens (vgl. Z. 14-16) verzichtet.

- 25 Kf: S=warn irgendwas weiß=ich=nich kurz redet oda sich kurz austauscht oda man was braucht,
- 26 weil viele senden mir auch so oh, äh ich brauch das=un=das, schreiben dann, un: dann schreib
- 27 ich keine Ahnung nach ein zwei drei Tagen zurück, (.) und dann is auch schon wieder vorbei.
- 28 dann sagn die s=war wichtich aba, (.) die konnten nich anrufen.
- 29 Jm: LMh
- 30 Kf: Und anruf- also wenn: was dringend is würd ich ja auch schon anrufen.

- 31 Fm: L Mhm
- 32 Jm: Ja. also das hab ich mittlerweile auch gelernt, das es keinen Sinn macht dir zu schreiben.
- 33 (1) wenn du nich gerade zufällig (.) draufguckst. (1) ja.
- 34 Kf: L Nee mh
- 35 Fm: L @(.)@]
- 36 (5)

Kim fährt fort, Begebenheiten zu schildern, in der sich andere in Textnachrichten mit einem Anliegen an sie wenden, dem sie erst nach einigen Tagen nachkommt (Z. 25-28). In Zeile 28 inszeniert sie performativ, wie eine nicht näher bestimmte Bitte („ich brauch das und das“) an sie gerichtet wird. Auch der Personenkreis der Bittsteller wird nicht näher umrissen (Z. 26 „viele“). Zum Zeitpunkt ihrer Antwort ist aber das Anliegen bereits hinfällig geworden. Die Szene steht nicht für ein spezifisches Ereignis, sondern demonstriert ein Schema, das von Kim immer wieder erlebt wird. Sie weist die Verantwortung, Anderen rechtzeitig die erbetene Unterstützung zukommen zu lassen, in dem Vorwurf von sich, nicht telefonisch kontaktiert worden zu sein (Z. 28 „die konnten nich anrufen“). Es dokumentiert sich eine gewisse Frustration, sich im schriftlichen Kommunizieren am Smartphone nicht ganz heimisch zu fühlen. So verdrängt diese Medienpraxis präferierte Formen mündlicher Kommunikation. Anstatt sie in akuten Angelegenheiten anzurufen, wählen viele Personen in ihrem Umkreis sie per Textnachricht zu kontaktieren und drängen sie damit in eine Verantwortung ständiger Erreichbarkeit, der Kim nicht gerecht wird.

Joachim ist dieses Merkmal von Kims Medienpraxis „mittlerweile“ (Z. 32) geläufig. Obschon er im Schreiben, ein für sich geeignetes Ausdrucksmittel findet, hat er sich damit abgefunden, dass er damit seine Freundin kaum erreicht (Z. 32). Im Vergleich zu Kims Beitrag aus Zeile 14 bis 16, in der sie die Antwortlatenz beklagt, die bei der schriftlichen Kommunikation am Smartphone gezeigt wird, nimmt sie in der Wortmeldung aus Zeile 26-28 die Perspektive derjenigen ein, die diese Verzögerung verantworten. Dieser Wechsel fällt ihr selbst nicht auf, oder wird von ihr zumindest nicht thematisiert. Er scheint jedoch angeregt durch die Interaktion mit Joachim (beginnend Zeile 19), der offen bekennt, viel und vorzugsweise über Textnachrichten zu kommunizieren. Unwillkürlich nimmt Kim ihm gegenüber also die Perspektive ein, die ihr in ihrer alltäglichen Kommunikation über das Smartphone ohnehin zumeist zukommt: Kontaktiert sie Joachim per Textnachricht, so entfaltet sich das Abhängigkeitsverhältnis zu Kims Gunsten. Joachim ist darin ganz ihrem

Belieben ausgeliefert und dem Umstand, dass sie überhaupt Notiz von seiner Nachricht nimmt (Z. 33).

37 Tf: Ja ich find man kann halt, ähh wenn man chattet, gut Sachen aus dem Weg gehen, auf die
38 man grad kein Bock hat, (.) so: (.) wenn: (.) halt ne Frage gestellt wurde und man sich gerade
39 keine Gedanken drum machen möchte dann ignoriert man=s halt einfach. (.) @(und)@ (.) das
40 klappt eigentlich ganz gut. (.) is halt nicht gut, aba (.) das passiert dann automatisch, (.) weil man

41 Fm: L@(.)@J

42 Tf: dem halt (.) ja weil man dem Anderen nicht gegenüber is.

43 Fm: Das natürlich schon irgendwie=n (.) das kann ja auch en Vorteil sein dass man sich über
44 bestimmte (.) Anliegen oder so erst mal Gedanken machen kann und nich (1) direkt

45 Tf: LJ a.

46 Fm: reagieren muss.

47 Jm: LMhm.

48 Kf: Ja genau wie (du ja) meintest manchmal kann man sich auch besser ausdrücken wenn man
49 (.) in dem Moment dann (.) hm mehr darüber nachdenkt.

50 Jm: LJ a LJ a. dann (ver-)fasst quasi en Text. (.)
51 der so:: (.) naja manchmal wenn man redet, dann dann sagt man ein Wort, das triggert den
52 anderen schon und dann: (1) und in so=nem Text quasi nich. (.) das is alles bemüht, (1) aba ja
53 auch da gibt=s Missverständnisse (1) wenn man (.) manchmal reicht ja schon die Betonung
54 wenn der andere das anders liest, als man das selber geschrieben hat.

55 Fm: LMhmJ

56 Kf: LMhm

57 Fm: Das is ja des Ding, neh? du hörst keine Stimme () wenn du so=n Text verschickst.

58 Jm: LRichtichJ

59 Jm: Manchmal schreibt man was Nettes und dann kommt das komplett falsch an.

60 Fm: LMhm

61 Jm: Ja. (2) Naja.

62 (4)

Tuyet bringt eine Transposition ein, in der sie den thematischen Rahmen der schriftlichen Kommunikation über das Smartphone nicht verlässt und gewissermaßen an Kims Kritik an selektivem Antwortverhalten aus Zeile 15 bis 16 anknüpft, nun aber von einer positiven Seite beleuchtet. Während Kim vom „Schreiben“ spricht (Z. 10), benutzt Tuyet den Begriff „chatten“ (Z. 37). „Chatten“ ist im deutschen Sprachgebrauch denotativ auf das Medium seiner Praxis bezogen, obschon auch Kim den Begriff „schreiben“ in diesem Zusammenhang exklusiv auf die textbasierte Kommunikation über Instant-Messenger Dienste anzuwenden scheint.

Die Asynchronität des *Chats* (Z. 37) stört die Spontanität des Dialogs, was den Gesprächspartner*innen die Zeit gibt, den Gegenstand einer Frage zu evaluieren. Wird befunden, dass eine eingehende Auseinandersetzung, wie sie einem die Konversation abverlangt, vermieden werden soll (Z. 38-39), wird die Frage schlichtweg übergangen (Z. 39). Die Möglichkeit dieser ausweichende Gesprächsstrategie, die ihr der Chat bietet, wird von Tuyet zwar als höchst praktikabel, ethisch jedoch als abzulehnen beurteilt (Z. 40), wie sie reaktiv auf das Lachen ihres Partners (Z. 41) hin einwirft. Das selektive Antworten stellt sich jedoch ohnehin ganz unwillkürlich ein (Z. 40), da die vermittelte Kommunikation nicht dieselbe Verantwortlichkeit zu evozieren vermag, wie das Angesicht einer anderen Person (Z. 42 „weil man dem Anderen nicht gegenüber ist“). Deren unvermittelte Gegenwart zwingt zur unbedingten Antwortpflicht.

Franz greift dieses bezeichnende Merkmal der Kommunikation über Textnachrichten auf und entwickelt argumentativ einen eindeutig positiven Horizont: Ein verzögertes Antworten ermöglicht einen reflexiven Prozess, die einem die spontane, instantan vollziehende Reaktion direkter Kommunikation nicht bietet (Z. 43-44. 46). Die von Tuyet selbst als ethisch bedenklich kritisierte Praxis, dabei über unbequeme Inhalte hinwegzugehen, taucht bei Franz nicht auf.

Kim recurriert auf Joachims Argument aus Zeile 21, sich beim Schreiben besser „ausdrücken“ (Z. 48) zu können. Obschon sich der positive Horizont bereits in der verwiesenen Stelle (Z. 21) bei Joachim ankündigte, wird die Perspektive erst jetzt von der gesamten Gruppe ausgiebig exploriert.

Joachim setzt an, die Eigenschaften von Textnachrichten zu erläutern, kontrastiert dann aber zunächst mit dem Gegenbeispiel direkter Kommunikation. Die überhastete Wortwahl im unvermittelten Gespräch gestaltet sich unpräzise und kann im Gegenüber schnell eine emotionale Reaktion hervorrufen. In der Textnachricht ist die Intention hingegen

absolut (Z. 52 „das ist alles bemüht“). Worte werden mit Bedacht gewählt und die Formulierung einfühlsam erwogen. Die *Trigger* (siehe Z. 51) der anderen Person sollen vermieden werden. Bezeichnenderweise begegnet uns Joachims Umsicht auch in seiner vorsichtig formulierten Antithese in Zeile 19, 21 und 22, in der sich seine Rücksicht auf die abweichende Meinung Kims dokumentiert. Offenbar gelingt es ihm, dieses Bemühen doch auch in das Setting einer direkten, dialogischen Situation zu übersetzen. Das Adverb „quasi“, das sich in Zeile 50 zunächst auf das Verfassen eines Textes bezieht, stellt diese Praxis scheinbar in Frage, was insofern verwundert, weil es sich ja bei der schriftlichen Nachricht unweigerlich um einen zumindest kurzen Text handeln muss. Angesichts der Sorgfalt und Voraussicht die Joachim in die Formulierung seiner Nachrichten fließen lässt, benutzt er den Begriff „Text“ womöglich mit einem literarischen Anspruch, denen die Textnachricht jedoch nur „quasi“ (Z. 50), d.h. fast aber wohl doch nicht ganz gerecht wird. Andererseits taucht das Adverb in Zeile 52 erneut auf, dieses Mal jedoch in Bezug auf das Ausbleiben von *Triggern* (Z. 51) in schriftlichen Nachrichten. Darin stellt es also nicht länger den Text, sondern dessen Akkuratess in Frage, wie Joachim daraufhin in Zeile 53 eingesteht („auch da gibt’s Missverständnisse“). Die Missverständnisse sind jedoch nicht notwendig einer Nachlässigkeit der Verfassenden anzulasten, sondern können auf Seiten der Rezipient*innen entstehen, wenn deren Tonfall nicht der intendierten Lesart entspricht (Z. 53-54). Franz verweist auf die fehlende Stimme beim Versenden von Textnachrichten und sieht gerade darin die Problematik begründet (Z. 57 „Das is ja des Ding“). Es ist also nicht nur die Ambiguität der Sprache, sondern auch die Abwesenheit eines vermittelnden Leibes, der in der Präsentation der Nachricht nicht abstinert bleibt, sondern ihre Auslegung mitprägt. In der Rezeption kann die schriftliche übermittelte Botschaft den abwesenden Verfassenden völlig entgleiten, exemplifiziert Joachim in Zeile 59. Nachdem die Gruppe den positiven Horizont eines reflexiveren, da weniger spontanen Antwortens etabliert hat, ist nun erneut ein negativer Gegenhorizont entworfen, in der es in der Medienpraxis des Schreibens am Smartphone zu einem Kontrollverlust über die intendierte Botschaft kommt. Das Medium transportiert nur den immanenten Sinn der Worte, nicht aber die Art und Weise, wie sie der adressierten Person unterbreitet werden sollen.

63 Fm: Dafür kann man dann die Smileys einbauen, neh? um irgendwie sicher zu gehen.

64 Jm: Lgenau

65 Kf: (Mh aba es) gibt ja auch Leute die ohne

66 Fm: ↳ (des macht man ja schon) ↳ Lgenau und die meinen das ja vielleicht auch
 67 gar nich (1) böse oder so aba

68 Jm: ↳ Wenn eine Frau wenn eine Frau ohne Smiles schreibt dann hast du ein Problem.
 69 @(..)@

70 Fm: @(..)@

Nach einer längeren Pause schlägt Franz ein Enaktierungspotenzial vor: Um sich zu versichern, dass die Nachricht so gelesen wird, wie sie von der verfassenden Person intendiert wurde, bietet es sich an, Smileys in den Text zu integrieren. Das Smiley dient als Substitut des unanschaulichen Leibes, an dem sich in der direkten Begegnung sonst der Affekt dokumentiert.

Obschon dieses Enaktierungspotenzial von Joachim validiert wird, regt sich in Kim Widerstand (Z. 65). Sie setzt an, um auf eine Personengruppe zu verweisen, die offenbar ausgenommen ist, bricht dann aber ab, da sie zeitgleich mit Franz spricht, der ihren Protest sogleich in einer Synthese (Z. 66-67) zu fassen versucht. Kims fragmentarischer Satz in Zeile 65 ließe sich folgendermaßen ergänzen: „es gibt ja auch Leute die ohne“ ...*Smileys schreiben*. Sinngemäß scheinen diesen Beitrag auch Franz und Joachim aufzufassen, auch wenn ihre Reaktionen divergieren. Franz unternimmt den Versuch, die Orientierung zusammenzuführen und den Personen, die auf Smileys verzichten, keine „böse[n]“ (Z. 67) Absichten zu unterstellen. Franz räumt ein, dass der Verzicht auf Smileys im Sinne Kims aus einer stilistischen Freiheit rühren kann. Das eingrenzende „aber“ in Zeile 67 kündigt jedoch an, dass er die Gefahr zu sehen scheint, dass dies auch zu Fehlinterpretationen verleiten könnte, wie Joachim in einer pauschalisierenden Formel sogleich süffisant demonstriert. So sind mangelnde Smileys in der Kommunikation weiblicher Personen bei Joachim indikativ für „ein Problem“ (Z. 68). Dieses Problem verweist auf die Beziehungsebene, da es dem oder der Empfänger*in der Nachricht zugeschrieben wird (Z. 68 „dann hast *du* ein Problem“). Darin verkehrt sich die Aussage von Franz aus Zeile 66 bis 67 – wer ohne Smileys schreibt, meint es doch *böse*. Joachims scherzhafte Aussage erntet bei Franz ein kurzes Lachen, während dergleichen bei den Frauen nicht zu vernehmen ist. Seine provokante Plattitüde wird von Kim und Tuyet übergangen, es dokumentiert sich in seiner Wortmeldung jedoch jene Impulsivität, die in der direkten Kommunikation zu triggern (Z. 51) vermag. Von einer bedachten Haltung, in der er noch während der Entfaltung seiner eigenen Meinung Kims Position antizipierend einschloss (wie etwa Z. 19 u. Z. 21-22), ist nun abgelaufen.

71 Kf: Oda mit Ausrufezeichen nach=m (.) ich schreib imma mit also Komma, Punkt also früher hab
72 ich (.) imma mit normalen Satzzeichen geschrieben. aba des hat viele so abgefickt weil die
73 imma so dachten oah sie is sauer genervt oda so.

74 Fm: L(des is aber au)J L Mhm

75 Kf: Und dann denk ich mir

76 Jm: LWegen Satzzeichen?

77 Kf: Was? mit (1) ja. Punkt, Komma, Strich. du hast sogar über meine Ausrufezeichen

78 Jm: LWegen Satzzeichen?J

79 Kf: geschimpft. °Ja°

80 Jm: LJ a Ausrufezeichen versteh ich ja noch, aba Punkt und Komma? (.) benutz ich ja
81 auch. (1) @(.)@ Häh?

82 Kf: °() aba Punkt (nich)°

dokumentiert sich nun nicht mehr an generischen Anderen (Z. 65 „Leute“, Z. 66 „die“, Z. 72 „viele“), sondern wird in der Gruppe zwischen dem Paar Joachim und Kim ausgetragen. Auf Kims Vorwurf wird zwischen den beiden die Interpunktion im jeweiligen Schreibverhalten diskutiert. Für Joachim gestaltet sich das Ausrufezeichen unzulässiger als Punkt oder Komma, die er ebenfalls zu verwenden beansprucht (Z. 80-81). Kim bestreitet dies, die Lautstärke ihrer Stimme fällt aber merklich ab (Z. 82). Dass Kims Einhaltung der Interpunktion mit der Pragmatik des Schreibens am Smartphone inkompatibel sein könnte und sie einen normativen Druck verspürt, sich im Ausdruck anzupassen, bleibt Joachim unbegreiflich (Z. 81 „Häh?“). Als zweisprachig aufgewachsene Tochter von Immigranten, könnte Kims ehemals strenge Beachtung der Interpunktionsregeln, selbst im informellen Chat mit Freund*innen über Messenger Dienste als eine Art Überkompensation betrachtet werden. Dass es Joachim nicht gelingt, Verständnis für das Erleben seiner Freundin aufzubringen, obwohl er an anderer Stelle ihre Perspektive explizit reflektiert (Z. 19, Z. 22), könnte daran liegen, dass ihm der Erfahrungsraum eines zweisprachigen Heranwachsens uneinsichtig bleibt.

- 83 Fm: Aba is natürlich schon interessant dass es sich (.) quasi eingebürgert hat dass (.) so in
 84 privaten Chats, Smileys zum guten Ton gehören, um zu signalisieren (.) dass man
- 85 Kf: L Mhm J
- 86 Fm: irgendwie (.) einander wohl gesonnen is,
- 87 Jm: Mhm ja. (.) wenn man was schreibt was- ok könnt man auch falsch verstehen, ich mach ein
 88 Lach Smiley dahinter, dann wirts als Spaß zu identifizieren.
- 89 Fm. L Genau genau. (.) kleiner Hinweis das is das
 90 war=n Witz. Mhm.
- 91 Jm: L Ja
- 92 (4)
- 93 Fm: Und wenn man sich gegenübersteht, un: (.) dann erkennt man=s ja sofort neh?
- 94 Jm: L Ja.
- 95 (5)

Franz interveniert, indem er das Thema der Interpunktion fallen lässt und wieder auf die Smileys zu sprechen kommt, die in Zeile 66-67 und 68 aufgrund der Divergenz der Konklusionen offenbar unzureichend abgeschlossen wurden. Generalisierend stellt er die

Produktionsregel auf, dass sich die Verwendung von Smileys als Etikette der „Chat“-Kommunikation etabliert hat (Z. 83-84). Ihnen kommt die Funktion zu, den Interpret*innen die freundliche Einstellung der verfassenden Person zu versichern (Z. 84, 86). Die Abstraktion wird sogleich von Joachim performativ elaboriert (Z. 87-88). Sein Satzabbruch in Zeile 87 inszeniert das Innehalten beim Schreiben einer Textnachricht, die in einer kurzen Evaluation als missverständlich befunden wird. Daraufhin wird die Nachricht entschärft, indem sie mit einem Smiley versehen, als „Spaß“ (Z. 88) erkenntlich wird. Franz validiert diese konkrete Exemplifizierung seinerseits propositional (Z. 89-90). Darauf folgt eine längere Pause, bevor Franz nochmal auf den Unterschied zur ko-präsenten, unvermittelten Situation rekurriert, den ich in der eingangs gestellten Frage bereits angelegt hatte. Steht man einander gegenüber, so ist einem die implizite Bedeutungsebene einer Botschaft und die Absicht, in der einen die andere Person adressiert, evident (Z. 93). Erneut ist darin auf den Leib verwiesen, der in seiner Erscheinung den Sinn der Botschaft ebenso trägt, wie die Semantik der Worte. Instantan ist in seinem Angesicht die Bedeutung appräsentiert (Z. 93), während im Chat das Smiley in seinem exaggerierten Ausdruck behelfen muss.

G3.2 Wie eine Droge

Meine Frage (Z.1-4) folgt auf die Thematik einer retrospektiven Beurteilung der am Smartphone verbrachten Zeit. Diese fällt bei den Teilnehmer*innen oft negativ aus, was ich in der Nachfrage aufgreife. Ich rege an, über die Begrifflichkeiten zu reflektieren, mit denen die Teilnehmer*innen über ihre Medienpraxis sprechen. Ich zitiere dabei zwei Urteile, die Teilnehmer*innen zuvor über ihre Beschäftigung mit dem Smartphone fällten und die in der Diskussion teils wiederholt laut wurden: „Schwachsinn“ und „Zeitverschwendung“. Die Frage adressiert die offenkundige Widersprüchlichkeit, die am Smartphone verbrachte Zeit, als verschwendet anzusehen und die Beschäftigung als schwachsinnig zu denunzieren, aber dennoch an der Medienpraxis festzuhalten. Ich suche in der Frage nach dem Moment der Praxis, das die rückschauende Einschätzung überschreibt und die Affordanz des Mediums von Neuem an Attraktivität gewinnt.

- 1 Ym: Ähm (.) also: (1) es hört sich immer wieda auch sehr negativ an: wie ihr übe:r die Zeit
- 2 sprecht die ihr am Smartphone verbringt, (.) ähm, ((räuspern)) also zum Beispiel
- 3 Schwachsinn ode:r (.) Zeitverschwendung ähm: aba: wi- (.) wie genau ähm (.) also was
- 4 passiert dass ihr praktisch wieder zum Smartphone greift?
- 5 Kf: Also s=is ja auch nich nur schwachsinnig, (.) manchmal will man Information:
- 6 suchen

- 7 Fm: L Ja
- 8 Kf: oda jeah irgenwas herausfinden, und dann: verbringt man ja manchmal auch schon
9 ein zwei Stunden am Handy.
- 10 Jm: L Ja oder es kommt ne neue Frage auf.
- 11 Kf: J:ah. und so bildet man sich auch irgendwo weiter.
- 12 Jm: L (und die) L wie ich eben schon sagte, wo ist
13 dieser O:rt, wann ist die beste Reiseze:it, was kosten die Flü:ge: (.) Wo-
14 Kf: L zum Beispiel.
- 15 Jm: Welches Airbnb ist da schö:n: und dann recherchierst du da immah weita zack sin
16 wieder zwei Stunden weg. (nur wirklich ein)
- 17 Kf: L Aba=s ja aber es gibt ja auch sowas wie: () wenn
18 du dir irgendwas selber bebringst. so wie ne (.) Programmiersprache oder so dann (.)
19 musste halt auch mal mehr googeln und recherchieren und irgendwann bist=e schlauer
20 dadurch. also (.) °des is schon hat auch schon positive Seiten.°

Meine einseitige Darstellung wird von Kim sofort zurückgewiesen. Obschon sich meine Äußerungen in Zeile 2 und 3 auf Aussagen der Gruppe selbst beziehen, sieht Kim ihre Medienpraxis in dem Prädikat „Schwachsinn“ nicht hinreichend repräsentiert. Sie eröffnet keinen oppositionellen Diskurs, zumal sie das zuvor etablierte Urteil nicht vollständig revidiert, differenziert jedoch meine tendenziöse Rahmung der Praxis, in dem sie diesen Rahmen wieder auf andere Eigenschaften der Smartphone-Nutzung hin öffnet (Z. 5, *nich nur schwachsinnig*“). Als Gegenbeispiel einer schwachsinnigen Beschäftigung dient ihr das Smartphone als Instrument der Recherche, auch wenn sie diese kontrastierende Nutzungspraxis zunächst nicht weiter prädiziert. Es wird hervorgehoben, dass auch die Suche nach Informationen Zeit in Anspruch nimmt (Z. 7-8). Eine Herabwürdigung der investierten Zeit bleibt jedoch aus. Joachim wirft ein, dass die Recherche selbst neue Fragen aufwirft (Z. 9), so setzt sich die Praxis selbstläufig fort. Die Kumulation von Wissen bzw. Information durch die Medienpraxis dient auf einer übergeordneten Ebene der eigenen Bildung (Z. 10). In dieser didaktischen Funktion erscheint ihr die Smartphone-Nutzung legitimiert.

Für Joachim, der schon während Kims Wortmeldung anzusetzen versucht, erfüllt die Informationssuche am Smartphone hingegen eine pragmatischere Funktion. In seiner

Aufzählung rekonstruiert er die Recherche für eine Reiseplanung. Er recurriert dabei auf zuvor Gesagtes, da er eine ähnliche Aufzählung bereits in einer vorherigen Passage verlauten ließ (Z. 11 „wie ich eben schon sagte“). Die in Zeile 9 erwähnte Kontinuität der Praxis, die sich fortsetzt, weil sich bei der Suche nach der Beantwortung einer Frage, wiederum andere Fragen aufdrängen, dokumentiert sich auch in seiner Aufzählung, die zu keinem Abschluss kommen möchte. Sein kurzes Innehalten in Zeile 12 markiert nicht das Ende seiner Exemplifikationen, wie dies Kim mit ihrem Kommentar in Zeile 13 aufzufassen scheint, sondern setzt sich in Zeile 14 fort und ist im Grunde infinit (Z. 14 „immah weita“), zumal ein Abbruchkriterium unersichtlich bleibt. Stattdessen erfolgt das Ende dieser Kette abrupt und als ein offener Bruch, der seinen onomatopoetischen Ausdruck in Zeile 14 („zack“) findet. Mit dem Bruch kehrt ein Zeitbewusstsein ein (Z. 14-15 „sin wieder zwei Stunden weg“). Auch bei Joachim beläuft sich die exemplarische Zeitspanne auf zwei Stunden, kongruent zu Kims großzügigerer Schätzung aus Zeile 7. Die Zeit die Joachim in die Planung einer Reise investiert, ist nicht verschwendet, doch – wie ihm gänzlich unvermittelt einsichtig wird – „weg“ (Z. 15), d.h. unwiederbringlich verloren.

Kims Kommentar aus Zeile 13 („zum Beispiel“) ist nicht als reine Validierung aufzufassen, da ihre abfallende Intonation eine gewisse Zurückhaltung verlauten lässt. Es dokumentiert sich eine gewisse Divergenz zwischen Kims Anspruch, das Smartphone zu Gunsten der eigenen (Fort-)Bildung zu verwenden, und Joachims vergleichsweise profanem Beispiel, sich mit Hilfe des Smartphones über eine Reisedestination zu informieren. Deshalb lässt Kim Joachims Aufzählung exemplarisch gelten, sieht darin aber ihr eigenes Ansinnen nicht vollständig erfüllt, wie sich in ihrem Verweis auf anderes zeigt (Z. 16 „aber es gibt ja auch sowas wie). Dieses Andere erweist sich als dezidiert autodidaktischer Lernprozess (Z. 16-17). So führt die intensivierte Beschäftigung mit diversen Anwendungen des Smartphones mit der Zeit zu einer Steigerung einer anwendungsbezogenen Intelligenz (Z. 18) bzw. der Aneignung neuer Fähigkeiten (Z. 17). Diese Wirkung gilt ihr offenkundig als wünschenswert (Z. 18-19). Damit weist Kim die Möglichkeit einer als ausdrücklich positiv zu bewertenden Smartphone-Nutzung auf, die in der Diskussion bis dato kaum zur Sprache kam.

In dieser Wendung dokumentiert sich eine gewisse Reaktanz, die auf die in der Nachfrage gespiegelten, negativen Urteile reagiert. Die darin so einseitig anklingende Prädikation verleitet die Teilnehmenden dazu, ihre kritische Haltung vorübergehend abzulegen und nach dem Nutzen ihrer Praxis und dem Wert, den sie für sie einnimmt, zu suchen. Von der Exploration negativer Facetten der Smartphone-Nutzung, die in ihrer

Reflexion zunächst prävalent schienen, wird nun vorerst abgerückt. Stattdessen wird ein positiver Horizont entwickelt: Mit dem Smartphone als Informationsmedium ist nützliches und praktisches Wissen immer zur Hand. Schöpft man diese Verfügbarkeit aus, dient das Smartphone als Mittel des Erwerbs und der Steigerung von Wissen und Fähigkeit. Wenn es in Zeile 18-19 darum geht, den positiven Aspekt als solchen zu benennen, versagt Kim jedoch beinahe die Stimme, so fällt ihre Lautstärke zum Ende hin deutlich ab. Zudem tauscht sie in einer Reformulierung das Verb „sein“ gegen „haben“ aus (Z. 18-19). Die ursprüngliche Formulierung hätte also lauten können „des is schon *positiv*“, wurde dann aber zu Gunsten des Satzes „hat auch schon positive Seiten“ (Z. 19) fallengelassen. Die globale, essentialistische Aussage mildert sich also zu einem Eingestehen distinkter „positive[r] Seiten“ (Z. 19) der Medienpraxis, die „auch“ (Z. 19), das heißt neben anderen, existieren. Die Zurückhaltung in dem Plädoyer für die positiven Facetten der Smartphone-Nutzung ist wohl auch dem Wissen um die kritische Haltung geschuldet, aus der heraus der Gegenstand bisher diskutiert wurde. Kim mag sich deshalb ausbremsen, um nicht bezichtigt zu werden, gänzlich dem Gegenpol zu verfallen und zu affirmativ von der Smartphone-Praxis zu sprechen.

21 Fm: Ich würd auch sagen also (.) Zeitverschwendung is es für mich dann wenn ich ein
 22 bestimmtes Youtube Video gesucht habe (.) und danach, (.) zich weitere gucke die ich
 23 eigentlich nich gucken wollte. aba wenn ich bei Ebay Kleinanzeigen was kaufen möchte,
 24 und das:: suche, dann ist des keine Zeitverschwendung weil dann hat ich ja ein Ziel vor
 25 Augen.(.) odeh wenn ich Google Maps nutze um:: den (.) Weg nachzugucken dann is des
 26 auch keine Zeitverschwendung.

27 Tf: Ja.

28 Fm: Also ich glaub so lang man: (2) en Ziel vor Augen hat oda: bes- ne bestimmte
 29 Information will, is es ja eigentlich keine Zeitverschwendung. (.) aba wenn man plötzlich

30 Jm: └Neh. aba┐

31 Fm: sich verlie:rt un:: äh tausend Wege geht die man eigentlich nich gehen wollte, (3)

32 Jm: └Ja ja┐

33 Tf: └Ja.

34 Fm: Dann schon, neh?

Franz knüpft elaborierend an und trifft anhand eines Beispiels eine eingängige Unterscheidung, wann die Beschäftigung mit dem Smartphone für ihn als Zeitverschwendung gilt und wann nicht (Z. 20-24). Er identifiziert das absichtsvolle Handeln als ausschlaggebenden Faktor, der die Praxis qualitativ scheidet (Z. 23). In einer abschließenden Konklusion scheint diese Produktionsregel erneut auf: Besteht eine bewusste Intention und wird nach ihr gehandelt, so ist die Zeit nicht verschwendet, sondern willentlich investiert (Z. 26-27). Das Smartphone stellt lediglich das gefügte Mittel zum Zweck: Das ersehnte Produkt auf dem Gebrauchsgüterportal (Z. 22), die Wegbeschreibung der Online-Karte (Z. 23-24), oder, wie in Kims Beispiel, das Lehrmittel zur Aneignung neuer Fertigkeiten (Z. 16-17). Das „Ziel vor Augen“ (Z.26) bedient sich das umsichtige Subjekt der Technik, um sein Vermögen zu erweitern. Doch Franz entwirft auch einen Gegenhorizont: Von der ursprünglichen Suche abgefallen, werden etliche weitere Videos konsumiert, die der eigentlichen Intention nicht entsprechen (Z. 20-22). Die verstrichene Zeit wird bar jeder Kontrolle an einen Inhalt verschwendet (Z. 20), der mit dem initialen Ansuchen nichts gemein hat. In diesem hypnotischen Zustand verliert das Subjekt nicht nur das Bewusstsein für Zeit und Gegenstand, sondern auch für sich selbst (Z. 27, 29). Seine Souveränität ist eingebüßt, stattdessen sind es nun die Inhalte, die es „tausend Wege“ (Z. 29) hinab locken. Die Metaphorik, derer sich Franz bedient, ruft das Bild eines Verirrens im physischen Raum hervor: man findet sich auf Wegen wieder, die zu begehen man nicht beabsichtigt hatte (Z. 29). Analog findet sich das wieder zu sich kommende Bewusstsein befremdet von den Inhalten, über die es sich vergaß. Franz stellt seinem Beitrag den Partikel „neh?“ nach, mit dem er die Bekräftigung der Orientierung von der Gruppe einfordert.

35 Tf: Aba warum (1) zücken wir dann immer wieder das Handy? ist einfach
36 Jm: (dann wieder Handy) (manchmal auch
37 Langeweile neh? Wartezeit Wartezeit
38 Tf: (einfach Langeweile. Ja.
39 Kf: Und Gewohnheit glaub ich auch. (.) weil du hast es immer dabei.
40 Tf: (auch Gewohnheit.)
41 Jm: Es gibt ja so ne (.) Dopaminsucht teilweise auch, dass du immer wieder dich
42 entertainen lassen willst. (.) du kannst nicht mehr ohne: (.) das: (.) das nichts passiert
43 einfach,

- 44 Tf: └Mhm┐ └Ja.┐
- 45 Jm: du sitzt einfach nur da. (.) können viele nicht mehr.
- 46 (5)

Diese Bekräftigung bleibt aus, doch es scheint, als habe Franz den Orientierungsrahmen treffend formuliert, denn es ermöglicht Tuyet zu der Frage zurückzukehren, die ich eingangs gestellt habe.

Nach dem Exkurs, in dem die positiven Aspekte der Medienpraxis zur Sprache kamen (Z. 5-19, 22-24), erscheint die Ausgewogenheit des Diskurses nun wiederhergestellt und die Gruppe ist bereit, sich den Motiven zu widmen, die sie wiederholt zum Smartphone greifen lassen (Z. 33). Die Thematik wird von Tuyet mit Unterstützung von Joachim proponiert, der in einer kurzen Denkpause einsetzt, in der Tuyet nach den richtigen Worten zu suchen scheint (Z. 33). Beide Beiträge schlagen, trotz ihrer beinahe simultanen Entfaltung, dieselbe Richtung ein. Dass ihre Frage auf meine eingangs gestellte Nachfrage rekurriert, wird nicht explizit zur Kenntnis genommen, daher wirkt es, als stelle sich diese Frage der Gruppe nun von selbst. So lässt sich die Frage auch als unmittelbare Reaktion auf den von Franz entfalteten negativen Horizont verstehen. Wenn die Medienpraxis die Gefahr birgt, die eigene Souveränität einzubüßen, weshalb wird sie dann wiederholt aufgesucht? Die Frage stößt in der Gruppe eine rege Dynamik an, die an Brainstorming erinnert und in der insbesondere von Joachim und Kim Ideen vorgebracht werden, die Tuyet propositional validiert. Während Joachim „Langeweile“ (Z. 36) als ursächliches Motiv ausmacht, nennt Kim „Gewohnheit“ (Z. 37) aufgrund der ständigen Verfügbarkeit des Smartphones (Z. 37). Sie beanspruchen in ihren Aussagen die Triebfedern ihres Verhaltens nicht vollständig abzudecken, was sich an den Adverbien „manchmal“ (Z. 34) und „auch“ (Z. 34, Z. 37, Z. 38) dokumentiert. Tuyets Bezeichnung des identifizierten Motivs der Langeweile als „einfach“ (Z. 33, 36) verweist darauf, dass die Antwort auf die von ihr aufgeworfene Frage naheliegend erscheint, was sich auch daran dokumentiert, dass Joachim und ihr diese Antwort unverzüglich verfügbar ist. Der Gruppe sind Motive ihrer Bindung an das Smartphone also leicht abrufbar.

Auf diese ersten Assoziationen folgend bringt Joachim eine umfassendere theoretische Erklärung ein, die er der populärwissenschaftlichen Rezeption des neurowissenschaftlichen Diskurses entlehnt – der „Dopaminsucht“ (Z. 39). Er verwendet den Begriff mit Vorsicht, indem er ihn zunächst nicht in einen direkten kausalen Zusammenhang mit dem Medienverhalten stellt, sondern lediglich auf die Existenz der Theorie verweist (Z. 39 „es

gibt ja so ne ...“). Zudem rückt er von deren Nutzen als globalem Erklärungsansatz ab, in dem er die Prävalenz des Phänomens der „Dopaminsucht“ sogleich einschränkt (Z. 39 „teilweise auch“).

Was er in Zeile 35 bereits mit der „Wartezeit“ andeutet, wird nun eingebettet in das Theoriegebäude der „Dopaminsucht“ (Z. 39) ausgeführt: Die Abwesenheit von Stimulation wird nicht mehr ertragen. Die Beschreibung des Suchtverhaltens in Zeile 39 bis 40 wird nunmehr an einer generischen zweiten Person Singular abgehandelt, während Tuyets Frage noch auf die konkrete Motivik der Gruppe selbst abzielte (Z. 33 „wir“). Während das alltägliche Phänomen der Langeweile also noch als Beweggrund des eigenen Medienhandelns eingestanden werden kann, wird ein mit der „Dopaminsucht“ (Z. 39) einbrechender pathologischer Ursprung auf eine undefinierte Outgroup projiziert. Denn „viele“ (Z. 42) kommen ohne die Stimulation durch das Smartphone nicht mehr aus. Diese Feststellung scheint sich jedoch nicht an die Teilnehmenden selbst zu wenden. Indikativ für die beunruhigende Wirkung der damit angeschnittenen Sucht-Thematik ist auch das abrupte Abbrechen der Interaktivität und des rapiden Sprecher*innenwechsels, wie er durch Tuyets Frage in Zeile 33 angeregt wurde. So folgt auf Joachims Elaboration der „Dopaminsucht“ (Z. 39) zunächst ein fünf Sekunden andauerndes Schweigen.

47 Fm: Ja s=is auf jeden Fall (.) in dem Moment is=es erst mal en angenehmes Gefühl neh?
48 wenn man wieder ne Neuigkeit sieht un

49 Jm: L Mhm

50 Fm: Wie ne Dro::ge. neh?

51 Tf: L Mhm

52 (4)

53 Fm: ((knuspern)) Oder diese Pizza, ich hab eigentlich auch kein Hunger mehr, aba ich
54 weiß es is vielleicht (.) en angenehmes Gefü:hl (.) wenn ich da das nächste Stück
55 abbeiße.

56 Jm: L@(.)@J L@ (2)@J

57 Kf: Wir ham noch mehr drinnen.

58 Fm: Hm danke.

Nachdem fast der Eindruck entsteht, die Gruppe hätte dem nichts mehr hinzuzufügen, setzt schließlich Franz an, der sich dem Assoziieren um die Frage nach den Motiven der Smartphonennutzung enthalten hatte. Franz knüpft an Joachims Beschreibung in Zeile 39, 40 und 42 an und bedient sich, ähnlich zu dessen Gebrauch der zweiten Person Singular, des generalisierenden Personalpronomens „man“ (Z. 45). Dennoch wirkt Franz' Exemplifizierung näher an der eigenen Erfahrung, da er das subjektive Empfinden befragt, das sich einstellt, wenn „man“ von einer „Neuigkeit“ (Z. 45) am Smartphone Notiz nimmt. Seine Formulierung deutet darauf hin, dass ein zunächst „angenehme Gefühl“ (Z. 44), das er als Reaktion auf eine Benachrichtigung verspürt, zu einem späteren Zeitpunkt reevaluiert wird, oder sich über die Zeit seinem Wesen nach verändert (Z. 44 „in dem Moment ... erst mal“).

In Zeile 47 zieht er den Vergleich, der sich bereits in Joachims Verweis auf die „Dopaminsucht“ (Z. 39) ankündigte und seither, wie ein Damoklesschwert über der Gruppe schwebt: Das Smartphone ist „wie ne Droge“ (Z. 47). Der Tonverlauf der Satzmelodie in Zeile 47 beschreibt dabei einen Bogen, in der die Tonhöhe zunächst anhebt und mit dem Wort „Droge“ wieder abfällt. Das Wort Droge zieht er dabei in die Länge. Es hebt sich durch seine auffällige Aussprache von seiner sonstigen Sprechweise deutlich ab. Die Akzentuierung fällt auf die erste Silbe „Dro-“, die aufgrund des langgezogenen Vokals, als „Droh“ zu vernehmen ist. Als flektierte Form des Verbs „drohen“ bildet die akzentuierte Silbe in sich eine semantisch sinnvolle Einheit. Obschon diese Konstruktion kaum intendiert sein dürfte, unterstützt sie doch den Einschlag der Äußerung, wie er der Gruppe entgegengebracht wird. Franz tritt in seinem analogisierenden Argument implizit als Ankläger auf. Der Effekt des Smartphones und seiner Affordanz wird abhängigkeiterzeugenden, psychotropen Substanzen gleichgestellt und somit die Medienpraxis mit der kontroversen, teils geächteten Praxis des Drogenkonsums verglichen. Hierin ist der negative Horizont eines Suchtverhaltens als Motiv ihrer Medienpraxis, neben den zuvor etablierten harmlosen Beweggründen der Langeweile (Z. 35) und der Gewohnheit (Z. 37), voll entfaltet. Dass auch die Gruppe von der Abhängigkeit betroffen sein könnte, durch das Smartphone stimuliert zu werden, bleibt auch hier nur impliziert. In der Analogie (Z. 47) klingt dieser Horizont jedoch konfrontativer an als noch in der ausweichenden Wortmeldung Joachims (Z. 39-40, 42). Mit der Abhängigkeit bietet sich eine plausible Erklärung der Diskrepanz zwischen der sich im Sprechen dokumentierenden Geringschätzung und dem dennoch unbeirrten Festhalten an der Medienpraxis an (siehe Frage Zeile 1-4). Zugleich trägt die eigentümliche Artikulation des

Vergleichs in Zeile 47 humoristische Untertöne, die eine Distanzierung vom Gesagten zulassen.

Wieder ersucht Franz mit dem Partikel „neh“ (Z. 44, Z. 47) um eine Reaktion der Gruppe, die jedoch verhalten ausfällt und seine Elaboration lediglich ratifiziert (Z. 46, Z. 48). Es gelingt ihm nicht, mit seiner provokanten Analogie den Diskurs wieder anzustoßen, im Gegenteil scheint es, als würde sich die Gruppe durch diesen Affront nun erst recht in ein trotziges Schweigen hüllen. Es entsteht erneut eine mehrere Sekunden andauernde Pause, in der sich Franz ein Stück Pizza nimmt, was als Übersprungshandlung interpretiert werden könnte. Der Biss in die Pizza inspiriert ihn zu einer Auflösung der merklichen Dissonanz in der Gruppe und er bricht in Zeile 50 die Stille. Franz zieht nun einen Vergleich zwischen dem „angenehme[n] Gefühl“ (Z. 51), dass der Genuss der Pizza verspricht, selbst wenn eigentlich kein physisches Verlangen nach ihr besteht und der ebenfalls „angenehme[n]“ (Z. 44) Empfindung, die die Antizipation einer „Neuigkeit“ (Z. 45), die am Smartphone erscheint, in ihm auslöst. Kauend inszeniert Franz den Genuss, auf den er zeitgleich referenziert. Er spricht dabei in überspitzt nachdenklichem Ton, als verkünde er einen besonders tiefgründigen Gedanken, als Resultat einer angestregten Kontemplation. Joachim ist das humoristische Anliegen seiner Worte evident (Z. 52). Die Trivialität des Beispiels diskreditiert rückwirkend auch den Vergleich zur Droge. In ritueller Konklusion wird die gesamte Thematik nun ins Lächerliche gezogen und eine Auseinandersetzung mit dem negativen Horizont vermieden. Während sich Joachim auf den Humor einlässt, begrüßen die Frauen zwar ebenso die Auflösung der Spannung, nutzen aber Franz' Beispiel der Pizza, um das Gespräch auf das Hier und Jetzt der Gruppe zu lenken. Dankbar zerstreut sich die Gruppe an den diversen Snacks und kehrt selbstständig nicht mehr zum Thema zurück. Die Passage setzt sich in diesem Sinne fort, bis meine darauffolgende Nachfrage die Gruppe zum Gegenstand zurückführt.

Komparative Analyse und Diskussion

In welchem Verhältnis steht der Mensch zum Medium und der sich darin meldenden Welt? Das Anliegen dieser Arbeit war es, die Rolle, die das Smartphone in der Beziehung des Menschen zu seiner Welt und zu sich selbst einnimmt, zu untersuchen. Um diese Fragestellung zu konkretisieren, konzentrierte ich mich auf zwei Momente dieser Medienpraxis: der Irritation und der Zerstreuung. Sie lassen sich als antagonistische Strukturelemente der Praxis fassen, von denen ersterer einen reflexiven, letzterer einen involvierten Bezug zum Medienhandeln konstituiert. Inhaltlich erfolgte die Auswahl der

interpretierten Passagen daher nach dem Kriterium, ob sich diese Momente im Diskurs der Teilnehmer*innen reproduzierten.

Die Eingangspassage der ersten Gruppe wurde exemplarisch herangezogen, weil sich an ihr am deutlichsten demonstriert, was ich als aufschlussreiches Scheitern bezeichnen würde. Mit der Frage nach einer distinkten Erfahrung, die sich aus der Nutzung des Smartphones ergeben soll, versetzte ich zu Beginn der Diskussionen alle Gruppen in eine gewisse Verlegenheit, aus der sie unterschiedlich schnell herausfanden, indem sie die Frage verwarfen und ihren eigenen Zugang zur Thematik wählten. Rückschauend komme ich nicht umhin, mich über die Naivität meines Fragens zu wundern. Die Ratlosigkeit der Gruppe gegenüber meinem bornierten Fragen, das sich mit einer Auflistung der installierten Applikationen nicht zufriedengab, demonstriert, dass „Medien [nicht nur] im Gebrauch begriffen“ sondern auch „im Gebrauch vergessen [werden]“ (Slunecko, 2008, S. 10). So beleuchtete das Ringen der Teilnehmenden mit der Eingangsfrage einen wichtigen Aspekt: Das Smartphone tritt phänomenal zumeist gar nicht in Erscheinung, insbesondere nicht in seinem alltäglichen Gebrauch. Die Erfahrung der Praxis ist zunächst durch den Verweisungszusammenhang verstellt, in der sich allein die Funktionen der Praxis in ihrer Zweckhaftigkeit ausweisen. Der Zugang zu einer distinkten Erfahrung mit dem Smartphone kann nur an seinen Bruchstellen erfolgen, oder aber über den Umweg seiner Inhalte erschlossen werden. Letztere Möglichkeit wurde von den Gruppen meist zuerst gewählt. Sie antworteten auf die Frage nach der Erfahrung mit ihrem Smartphone mit einer Aufzählung der Anwendungen, die sie nutzen. Diese kurze sequenzielle Darstellung, die sich in der Auflistung ihrer Applikationen erschöpfte, war allen Gruppen gemein. Während sich in der zweiten und dritten Gruppe an diese Darstellung selbstläufige Diskurse anschlossen, kam das Gespräch der ersten Gruppe zunächst zum Erliegen. Methodisch ist am Eingangsstimulus die Überbetonung der „persönlichen Erfahrungen“ (G1.1 Z. 10) und dem „individuellen Umgang“ (G1.1 Z. 11, 15) zu bemängeln, zumal damit der Fokus eher auf Idiosynkrasien gelenkt wird, anstatt die Gruppe zu ermutigen, kollektive Erfahrungen zu sondieren. Das Erfragen konkreter Episoden, in denen das Smartphone verloren ging oder sich dem zugreifenden Gebrauch auf andere Weise versagte, hätte zudem gleich zu Beginn Erzählungen angeregt, die Bruchstellen der Alltagserfahrung beleuchten.

In der Passage „Handlungspraxis der Älteren“ gelingt es der ersten Gruppe nicht, eine Regel aufzustellen, die das Verhältnis der Elterngeneration zum Smartphone eindeutig zu beschreiben wüsste. Es besteht Uneinigkeit, ob die Angewiesenheit, die sie an sich selbst

feststellen, auch bei den Eltern besteht. An Adanas Vater wird die Genese dieses Zustands der Angewiesenheit jedoch rekonstruiert (G1.2 Z. 12-19). Funktionen wie das Versenden von Bildern werden vom Vater entdeckt und erweisen sich der bisherig verwendeten Technik als überlegen, da sie neue Möglichkeiten eröffnen. Doch was als Steigerung der Weltnahme erfahren wird, davon wird nicht mehr abgesehen. Homolog gestaltet sich Adanas Ausführung zum Ende dieser Passage (G1.2, Z. 64-74), in der sie die Angewiesenheit ihrer Generation an einer Trinkerinnerungsapp exemplifiziert. Die Notwendigkeit, die sich in Bezug auf die Applikation einstellt, ist dieselbe, die ihr Vater verspürt, wenn er ein Bild verschicken möchte. Es ist nicht mehr genug, eine Landschaft nur zu beschreiben, sie muss gesehen werden. Es ist nicht mehr hinzunehmen, dass der aufbegehrende Körper zur Flüssigkeitszufuhr mahnt. Dem Bedürfnis muss begegnet werden, ehe es aufkommt. Ist die Möglichkeit technisch erschlossen, bedeutet sich ihr zu enthalten, auf eine Steigerung des Selbst zu verzichten. Wer sich nicht dieser Logik des Wachstums verschreibt, bleibt hinter den eigenen Möglichkeiten zurück. Das Handeln gewinnt durch das Smartphone jedoch nicht an Freiheitsgraden hinzu, denn im Medium liegt dessen Gebrauch schon beschlossen.

Seine Affordanz etabliert sich als eine bestimmende Möglichkeit sich Welt handelnd anzueignen und dem Verfügen urbar zu machen. Das mediale Angebot gibt sich nicht länger als dem Subjekt äußerlich. Es konstituiert vielmehr die Modalität der Hinwendung, in der Welt überhaupt erscheint. Diese hybride Verwobenheit unterscheidet die Frauen von den Vertreter*innen der Elterngeneration, die sich in der Technik weniger heimisch fühlen. Die Souveränität, die im Agieren der Eltern in der Welt beobachtet wird (Z. 14-16) und in dem sich diese unbeeindruckt (Z. 30) oder gar misstrauisch (Z. 9) gegenüber der Technik zeigen, stellen die Frauen nur im Handeln mit dem Smartphone an sich fest (Z. 43). Darin erfahren sie sich als ihren Eltern überlegen. Das Kompetenzgefühl ist jedoch fragil, da es mit dem Wissen einhergeht, in der graduellen Emanzipation vom Elternhaus eine Angewiesenheit gegen eine andere ausgetauscht zu haben. In einer nicht transkribierten Stelle beschreibt eine Teilnehmerin der Gruppe, das Smartphone als Emotionsregulations-Skill gegen Angstzustände zu nutzen. In der Eingangspassage erwähnt Carolin die beruhigende Wirkung des Smartphones in einer als potenziell bedrohlich wahrgenommenen Welt (Z. 42-43). Die Kompetenz, die Betty, Carolin und Adana im Umgang mit dem Smartphone im Kontrast zur älteren Generation an sich wahrnehmen, konstituiert die Selbstsicherheit ihres Weltbezugs, da sie über das Smartphone „alles machen können“ (G1.2, Z. 67). Als „Alleskönner (G1.2, Z. 65) gilt es ihnen als geradezu omnipotent. Ihr eigenes Vermögen erfährt durch den versierten Umgang mit dem Smartphone eine Extension und hat Anteil an dessen Potenz.

Dass es sich dabei nicht nur um eine fallspezifische Orientierung handelt, bestätigt ein Blick in die Passage „Generell Panik“ der Gruppe 2. Johanna und Hannah berichteten im Zusammenhang mit defekten oder gestohlenen Smartphones von panikartigem Erleben und werden von Tom im transkribierten Ausschnitt mit der Frage konfrontiert, ob dabei noch andere situative Faktoren hineinspielen. Hannah bekräftigt, dass allein der Anschein des dysfunktionalen Smartphones genügt, um in ihr intensive Angstzustände auszulösen. Die Gruppe unterzieht Hannahs Ängsten einer Realitätsprüfung, um deren Irrationalität aufzuzeigen. In dem explorierten Szenario verfällt Hannah einem regressiven Zustand. Ihr Urvertrauen in Welt und Mitmenschen ist durch den Defekt des Smartphones erschüttert. Sie sucht den Grund ihrer Angst zu rekonstruieren, indem sie angibt, sich vor dem Verlust der Freund*innen zu fürchten (Z. 12). Der Verlust ist ihr aber in der Dysfunktion des Smartphones schon appresentiert: Sobald der Bildschirm schwarz wird, setzt ihre Panik ein (Z. 9), obgleich sie sich mitten unter ihren Freund*innen befindet (Z. 14). Mit dem Touchscreen ist sie einem maßgeblichen Steuerelement ihrer Weltnahme beraubt. Der tatsächliche Verlust der Freund*innen ist weniger entsetzlich, als der Gedanke ohne das Smartphone diese Eventualität nicht abwenden zu können. Welt bewahrt einen berechenbaren Charakter, solange man sich durch die Technik ihrer Kontrollierbarkeit zu versichern weiß.

Welche essenzielle Rolle den Medien, nicht nur dem Smartphone, im Weltnahmeprojekt der Teilnehmenden zukommt, dokumentiert sich überdies in der Passage „Karten“ der Gruppe 2. Tom beharrt darauf, sich in der Navigation „immer noch nicht ganz auf“ die Applikation Google Maps zu verlassen (G2.2, Z. 2). Seine Zurückhaltung erinnert an das Misstrauen, das Carolin bei der Elterngeneration vermutet (G1.2, Z. 8-9). In einer zunächst scherzhaften Bemerkung taucht ein anderes Medium auf: Die analoge Karte. Hannah theoretiert, dass ein versierter Umgang mit diesem Medium nurmehr bei älteren Menschen zu finden ist, da die jüngere Generation nicht mehr gelernt hat, die Karte zu lesen. Das generationelle Gefälle der Medienkompetenz, das die erste Gruppe in Bezug auf das Smartphone skizzierte (G1.2), dreht sich mit der analogen Karte also um. Ihre Hypothese wird aber schon am Beispiel ihrer Freund*innen widerlegt. Für Tom stellte die Karte und die Fähigkeit, sie zu lesen, eine Bedingung dar, ferne Länder ohne Smartphone zu bereisen. Er verwendete lediglich ein „Tastenshandy“ (G2.2 Z.24), aber ohne Karte, gesteht auch Tom ein, „wäre [er] nur im Hotel gewesen“ (G2.2 Z.29). Die Karte tritt also als alternatives, welterschließendes Medium auf. Aus Sicht der Karten-Illiteraten wird es im Vergleich zum Smartphone aber rein defizitär beurteilt. Für Tom liegt jedoch ein Reiz in dieser Imperfektion: Anders als die stringente Navigation des Smartphones, bietet die fehlbare Karte die Freiheit

vom vorgegebenen Pfad abzukommen. Auf was er auf Irrwegen stößt, das ist „entdeckt“ (G2.2 Z. 42), das gehört ganz ihm. Der Fokus liegt nicht auf der Karte, sondern der Fähigkeit, sie zu lesen. Das Medium selbst ist angewiesen auf die Bedienung durch ein handlungsmächtiges Subjekt. Dementsprechend schmeichelt es, mit einem Medium zu verfahren, das keine Omnipotenz ausstrahlt, sondern im Gegenteil, dessen Unzulänglichkeit aus eigener Kraft kompensiert werden muss (G2.2, Z.32). Darin findet sich in Toms Medienhandeln eine Autonomie, die das Verhältnis der Teilnehmerinnen der Gruppe 1 nicht kennt. Denn die Karte zwingt sich Tom nicht auf, sondern wird gewählt, während ein anderes Medium – das Smartphone – ausgeschlagen wird. Wo das Medium versagt, mündet dies nicht in der Katastrophisierung, wie bei der Fehlfunktion von Hannahs Smartphone (G2.3), sondern wird als Herausforderung begrüßt (G2.2, Z. 33). Das Selbstverständnis, das Tom gegenüber seinen Medien an den Tag zu legen vermag, ist sozialisiert. Die mediale Kompetenz des Karten-Lesens wurde ihm vermittelt (G2.2, Z. 16). In einer kurzen Interaktion zwischen Johanna und Hannah wird das Fehlen dieser Ausbildung als ein Hindernis, ja sogar als ein vom Vater intendiertes Zurückhalten von Hannahs Emanzipation vom Elternhaus identifiziert (G2.2, Z. 55-56). Die Thematik der Loslösung vom eigenen Elternhaus und der angestrebten Individuation ist im Diskurs der Gruppe 1 ebenfalls gegenwärtig und wird performativ in der Abgrenzung vom Medienhandeln der Eltern in der Passage 1.2 „Handlungspraxis der Älteren“ sogar aktiv betrieben. Diesem Prozess inhärente Gefühle der Überforderung und Unzulänglichkeit spiegeln sich in dem Vorwurf an Hannahs Vater, sie nicht mit den notwendigen Fähigkeiten ausgestattet zu haben, um sich nun wortwörtlich in der Welt zurechtzufinden. Wie bei den Frauen aus Gruppe 1 wird diese Aufgabe an das Smartphone delegiert.

Die Rolle, die dem Smartphone dabei zukommt, erinnert an das psychoanalytische Konzept des „Übergangsobjekts“. D. W. Winnicott bezeichnete damit ein Phänomen, das bei Säuglingen zwischen dem 4. und dem 12. Monat auftritt und bei dem eine enge Bindung zu einem Objekt – etwa einem Kuscheltier oder einer Schmusedecke – aufgebaut wird, dass fortan von dem Kind beansprucht wird und enorme Bedeutung für es gewinnt. Im Übergangsobjekt ist die Mutter repräsentiert, weshalb es in ihrer Abwesenheit Trost spendet und gerade in der Entwöhnung relevant wird. Dabei wird die Illusion überwunden, dass die äußere Wirklichkeit mit der Vorstellung des Kindes korrespondiert, da die Mutter zunächst auf jede Triebspannung des Kindes reagiert. Anhand des Übergangsobjekts findet das Kind von der magischen zur manuell agierenden Kontrolle seiner Umwelt. Es greift, spielt und belebt durch seine eigene Bewegung das Stofftier. Das Übergangsphänomen beschreibt „die

Entwicklung des Kindes vom rein Subjektiven zur Objektivität“ (Winnicott, 1969, S. 672). Es beginnt zu unterscheiden, dass das Kuscheltier nicht die Mutter *ist*, sondern die Mutter *bedeutet*. Es ist also sowohl ein Objekt der Umwelt als auch in seiner spezifischen Bedeutung das Produkt seiner Vorstellung (Winnicott, 1969).

Andere Autoren haben Winnicotts Theorie bereits in Verbindung mit dem Smartphone gebracht, so schreibt Mowlabocus: “The echo of our earlier transitional object(s) lives on in our relationships with technologies” (2016, S. 8). Wie das Kuscheltier für das Kind, ist auch das Smartphone projektiv aufgeladen. In der Bedeutung für die Teilnehmerinnen der Gruppe 1 und 2 transzendiert das Smartphone seine technischen Eigenschaften. Seine Gegenwart wappnet vor nicht näher umrissenen Bedrohungen (G1.1 Z. 43). Ohne die Zuwendung seiner Applikationen erscheint das Vermögen zum Selbsterhalt in Frage gestellt (G1.2, Z. 72, 74) und im Angesicht der sich versagenden Technik überwältigt einen die blanke Panik (G2.3, Z. 3).

Zum Ende ihres durch den Bildungsweg prolongierten psychosozialen Moratoriums sind die jungen Frauen in Gruppe 1 und 2 endgültig mit der Anforderung konfrontiert, als eigenverantwortliche Erwachsene aufzutreten. Die Aufgabe, sich in der Welt zu behaupten, ruft Gefühle der Unzulänglichkeit und Isolation hervor. Das Smartphone beschwichtigt, indem es Geborgenheit und Kontrolle verspricht. Darin birgt es eine Reminiszenz an die Eltern-Kind-Beziehung, als deren Surrogat es nun dient. Anstatt sich vollständig zu emanzipieren, begeben sie sich in eine neue technische Angewiesenheit, die die Entfaltung ihrer Erwachsenen-Identität retardierte.

Durch Toms Kontrast in Gruppe 2 kommt der Verdacht einer möglichen Geschlechtertypik auf, zumal er die Unterschiede in seinem Medienhandeln gegenüber dem der Frauen wiederholt ausbreitet (G2.1, G2.2, G2.3). Dergleichen tritt aber zwischen den männlichen und weiblichen Teilnehmerinnen der Gruppe 3 weniger deutlich zum Vorschein. So artikuliert sich bei den Schwestern Kim und Tuyet kein vergleichbares Sinnmuster, das ihr Verhältnis zum Smartphone projektiv überlagert. Ferner taucht der Begriff der „Angewiesenheit“, der insbesondere in Gruppe 1 das Verhältnis zum Smartphone umschreibt und terminologisch konsequent eingehalten wird, in Gruppe 3 nicht auf. Hingegen drängt sich in der Passage G3.2 die Assoziation einer inhaltlich verwandten, aber konnotativ nicht identischen Begrifflichkeit auf – der Abhängigkeit. So ist in der Passage die Rede von „Dopaminsucht“ (G3.2 Z. 41) und es wird ein Vergleich zwischen Smartphone und Droge angestellt (G3.2 Z. 50). Während sich in Metaphorik und allgemeinem Sprachgebrauch der

Gruppe 1 also ausweist, dass das Verhältnis zum Smartphone sich verhält, wie die Angewiesenheit von *jemandem*, gestaltet sich dieser Bezug für die Gruppe 3 indessen äquivalent zu einer Abhängigkeit von *etwas*. Dieser Kontrast wird besonders dann soziogenetisch nachvollziehbar, wenn man den Altersunterschied und die Lebenssituation der Teilnehmer*innen der unterschiedlichen Gruppen in Betracht zieht. Die erste Gruppe stellt mit 23, 24 und 26 Jahren die jüngsten Teilnehmerinnen, die bis auf Adana noch ihrem Studium nachgehen. Da alle Teilnehmerinnen der Gruppe im Haus der Eltern wohnen, dürfte es sich bei dem postadoleszenten Ablösungsprozess um eine akute Thematik handeln. Hannah ist mit 26 Jahren die jüngste Teilnehmerin der Gruppe 2 und das Sinnmuster des Smartphones als Substitut elterlicher Obhut zeigt sich homolog zu den Frauen der Gruppe 1 an ihr am deutlichsten. Tom hingegen ist mit 31 Jahren der Älteste der Gruppe. Darüber hinaus hält er fest, erst „spät“ (G2.2 Z.48-49) ein Smartphone besessen zu haben. Dies wird zwar in der transkribierten Passage nicht genauer präzisiert, es liegt jedoch nahe, dass diese Anschaffung erst nach der Volljährigkeit erfolgte, zumal er von Reisen berichtet, auf denen er noch ein „Tastendy“ verwendete (G2.2 Z.24). Die Teilnehmer*innen der Gruppe 3 sind über 30, bis auf die neunundzwanzigjährige Kim. Letztere hat aber im Unterschied zu den Teilnehmer*innen anderer Gruppen einen Ausbildungsberuf erlernt und steht bereits im Berufsleben. Die Teilnehmer*innen der Gruppe 3 befinden sich in festen Partnerschaften, Franz und Tuyet sind bereits verheiratet. Dementsprechend sind sie dem Prozess einer postadoleszenten Emanzipation von den Eltern entwachsen und scheinen diese entwicklungspsychologische Herausforderung erfolgreich gemeistert zu haben. Es erscheint somit schlüssig, dass sich das Verhältnis zum Smartphone bei den Teilnehmer*innen der Gruppe 3 nicht homolog zu den Teilnehmerinnen der ersten Gruppe gestaltet und sich innerhalb der Gruppe 2 als uneinheitlich erweist. Folgt man der Annahme einer Generationstypik, dann wäre der Bruch zwischen den Generationen innerhalb der Gruppe 2 zu verorten. Tatsächlich dokumentiert sich die Heterogenität der Verhältnisse am augenscheinlichsten an Hannah und Tom. Berücksichtigt man deren Geburtsjahrgänge 1998 und 1993 so verläuft darin der Grat zwischen den sogenannten Millennials und der Generation Z². Ausschlaggebender als die Zugehörigkeit zu diesen Kategorien erscheint jedoch deren Sozialisation mit oder weitestgehend ohne Smartphone. Ob schon im frühen Jugendalter oder erst im Erwachsenenalter über ein eigenes Smartphone verfügt wurde, mag den Zustand der

² Wikipedia meint, die Grenze zwischen Millennials und Generation Z zwischen den Jahrgängen 1996 und 1997 ziehen zu können (*Generation (Gesellschaft)*, 2024). ([https://de.wikipedia.org/wiki/Generation_\(Gesellschaft\)#/media/Datei:Generation_timeline.svg](https://de.wikipedia.org/wiki/Generation_(Gesellschaft)#/media/Datei:Generation_timeline.svg), abgerufen 26.08.2024)

Angewiesenheit von der Gefahr der Abhängigkeit scheiden. Die Angewiesenheit bedeutet in diesem Falle die vollzogene, tiefgreifende Inkorporation des Smartphones in das Selbst- und Weltverhältnis der Subjekte. Soziogenetisch ist anzunehmen, dass die spätere Sozialisation diese Inkorporation begünstigt, da der erste Besitz eines Smartphones mit einer sensiblen Phase der Selbstwerdung – der Adoleszenz – zusammenfällt.

Die Passagen G2.1 „Bis einem die Augen zufallen“ und G3.2 „Wie eine Droge“ weisen eine besonders eindrückliche Homologie auf. Denn auf eine nahezu identische Nachfrage, die den Teilnehmer*innen ihr negatives Sprechen über ihr Medienhandeln spiegelt, entfaltet sich ein Diskurs, der in beiden Gruppen zu einem strukturidentischen Abschluss findet. Die Unterschiede in den initialen Reaktionen auf die in der Frage angelegte Konfrontation mit den abfälligen Werturteilen der Gruppen untermauern wiederum die These einer generationsspezifischen Differenz im Verhältnis zum Smartphone.

Idealisierte Eigenschaften wie Integrität und Autonomie einer gesellschaftlich angerufenen adulten Persönlichkeit gebieten, sich nicht durch einen Gegenstand bestimmt zu sehen, dem man noch dazu kritisch gegenübersteht. Die Konstruktion des Subjekts als rationaler Agent ist durch den Widerspruch bedroht, sich der Affordanz des Gegenstandes in der Praxis hinzugeben, reflexiv aber auf seiner Ablehnung zu beharren. Der Sinn der Praxis muss daher in nachträglicher Konstruktion eingeholt werden, um sich der Intendiertheit des Handelns wieder zu versichern. Scheitert dies, so bleibt nur, die Frage nach der Diskrepanz zwischen Selbstkonzept und Handeln gar nicht erst aufkommen zu lassen, beziehungsweise sie zu verdrängen. Für einen adoleszenten Persönlichkeitsentwurf hingegen, der sich nicht als autonom, sondern von jeher als auf andere angewiesen begreift und erlebt, entfaltet dieser Widerspruch nicht dieselbe Bedrohlichkeit. Auf einen Gegenstand angewiesen zu sein, mag zwar zulasten des Selbstwerts gehen, vermag die Konzeption des Selbst- und Weltverhältnisses aber nicht grundsätzlich zu erschüttern, zumal einem das eigene Handeln nie als vollkommen souverän, sondern immer schon als maßgeblich durch äußeres Intervenieren mitbestimmt gilt.

Dadurch scheinen etwa die Teilnehmerinnen der Gruppe 1 in der Lage, mit der „Angewiesenheit“ ihr Verhältnis zum Smartphone auf den Begriff zu bringen und die negative Valenz dieser Erkenntnis zu ertragen (etwa G1.1 Z. 39 u. G1.2 Z. 72, 74). Ebenso stimmt Hannah unbeirrt in den negativen Tenor der Zitate ein, mit denen ich die Gruppe 2 konfrontiere, ohne ihr Tun am Smartphone aufwerten oder die Frage gänzlich verwerfen zu wollen (G2.1 Z. 6, 9, 11-13). Anders verhält es sich in der Gruppe 3, die sofort versucht, den

Sinn der Praxis zu restituieren (G3.2 Z. 5-20). Ihnen ist ein Abhängigkeitsverhältnis zum Smartphone zwar als Mögliches entdeckt (G3.2 Z. 50), nicht aber als Gegebenes anerkannt. Beschreibt also das Verhältnis der Angewiesenheit den Ist-Zustand derjenigen, denen das Smartphone bereits im Jugendalter eigen war, verbleibt das Abhängigkeitsverhältnis bei Personen, die noch ohne Smartphone sozialisiert wurden, ein in der Praxis ständig riskierter Horizont.

Auch weite Teile des Diskurses in Gruppe 2 lassen sich als Suche nach dem Sinn lesen, den man der zuvor degradierten Praxis wieder zusprechen möchte (etwa G2.1 Z. 65, Z. 84-87, Z. 94-100 etc.). Der Versuch gestaltet sich bei der Gruppe 3 erfolgreicher als bei der Gruppe 2, da letztere doch wiederholt zu dem Schluss gelangt, dass sie keinen „Mehrwert“ besitzt (G2.1 Z. 44, 87).

Erst im Durchgang verschiedener Motive, die ihr Medienhandeln *sinnvoll* begründen könnten, ist es den Gruppen 2 und 3 möglich, zu der ursprünglichen Frage zurückzukehren und in beiden Passagen wird sie von einem der Teilnehmer*innen reformuliert (G2.1 Z. 88-91; G3.2 Z. 35). Darin spitzt sich der Zustand der Irritation zu: Die Teilnehmer*innen werfen einen analytischen Blick auf ihr Medienhandeln, dem sie in diesem Augenblick maximal entfremdet sind. Beide Gruppen bleiben in Bezug auf ihre eigene Medienpraxis jedoch erneut die Antwort auf die Frage schuldig. Aus der unbehaglichen Konfrontation der Paradoxie ihres Handelns, flüchten sich beide Gruppen in die Zerstreuung. Die Medienpraxis selbst findet in diesem Muster ihren Widerhall. Sie oszilliert zwischen immersiver Einbindung und disengagiertem Befremden. Wirft man mit Heidegger einen ontologischen Blick auf das in den Passagen beobachtete Phänomen, so stellt man fest, dass nicht der irritierte, sondern der involvierte Modus als primordial anzusehen ist. In ihm vollzieht sich der praktische Umgang mit dem Medium und wir sind von der darin verwiesenen Welt benommen. Die Zerstreuung führt aus dem Befremden der Irritation, in der das Besorgen behindert ist, zurück zu jener Vertrautheit mit Welt, die uns im Anhalt an innerweltlich Begegnendem zu eigen ist (Heidegger, 2006, S. 76).

Für die konkreten Gruppen 2 und 3 bedeutet dies, dass sie sich aus der Exponiertheit ihrer transparent gewordenen Medienpraxis in die Banalität der „süßen Igel“ (G2.1 Z.100) oder der „Pizza“ (G3.2 Z. 53) zurückziehen. Geborgen in diesem erneut atheoretischen Seinsverständnis ist das zuvor explizite Verhältnis zum Smartphone und seinen auf Welt verweisenden Funktionen wieder verstellt. In ritueller Konklusion verfahren beide Gruppen,

als hätte die vorangegangene Erörterung nicht stattgefunden (G2.1 Z.131-133; G3.2 Z. 57-59).

Abschließend will ich das Ergebnis der Analyse noch einmal prägnant zusammenfassen. In den Gruppendiskussionen verhandelten die Teilnehmer*innen ihr Verhältnis zum Smartphone. Ich konnte dabei zwei Motive identifizieren, die direkt oder indirekt an dem Wortlaut der Gruppen angelehnt sind: Das Angewiesensein und die Gefahr der Abhängigkeit. Die Unterströmung dieser Motive ist ein Ringen um die Subjektkonstitution: Verfüge ich durch das Medium über Welt als ein starkes Subjekt oder bin ich durch das Medium selbst in ein Verhältnis zur Welt gestellt, über das ich nicht länger verfüge.

Das Smartphone – beflissen darin, Welt aus ihrer Absenz zu hieven und meinem Belieben fruchtbar zu machen – ruft mich einerseits selbst als das wirkmächtige Subjekt an. So bin ich durch seine Anwendungen ständig angehalten, mich ihm zuzuwenden und es suggeriert mir in dieser Bedürftigkeit meine Souveränität. Andererseits bin ich – durchflossen von der medialen Potenz – in meiner Seinsmöglichkeit, Welt zu begegnen, gleichsam fixiert (Luckner, 2015, S. 121). Denn sedimentiert in der grundlegenden Intentionalität meines „ich kann“ verliert die Technik ihren kontingenten Charakter und erscheint als die bestimmende Weise meiner Weltnahme. Wenn das Smartphone die inhärente Möglichkeit meines Zur-Welt-Seins konstituiert, vermag ich mich in meiner Hinwendung zur Welt selbst nicht mehr anders zu denken als mit dem und durch das Medium.

Kritik

Die komparative Analyse in dieser Arbeit verbleibt rudimentär, zumal nicht genügend Passagen transkribiert und interpretiert wurden, um einen fallinternen oder übergreifenden Vergleich anzustellen, der in der Lage wäre, belastbare Ergebnisse zu liefern. Ein entsprechender Vorbehalt gilt auch für die getätigte Interpretation und Abstraktion der aufgefundenen Orientierungen. Von einer sinn- und soziogenetischen Typenbildung wurde aus eben diesem Grund abgesehen und lediglich einige erste Überlegungen dazu angestellt. Die Dokumentarische Methode verlangt hier weitere Vergleichsgruppen heranzuziehen, die deutlichere Kontraste zur aufgefundenen Typik zulassen, was den Rahmen dieser Arbeit jedoch überschreitet. In Bezug auf die sich in den Diskursen der drei Gruppen abzeichnenden Generationstypik der Angewiesenheit jüngerer und der Abhängigkeit älterer Smartphone-Nutzender wäre es geboten, sich die Medienpraxis von Jugendlichen bis 20 und Erwachsenen im mittleren Alter anzuschauen. Damit könnte der Frage nachgegangen werden, ob das hier

aufgefundene Verhältnis zum Smartphone auch in anderen Altersklassen vorliegt und sich die Überlegungen zur Soziogenese bestätigen. Es könnte sich daran jedoch auch erweisen, dass die Typiken jeweils nur eine enge Generationslagerung beschreiben, da sich die generationelle Prägung mit der noch jungen Technologie des Smartphones und deren dynamischen Einfluss auf die Lebenswelt seiner Nutzer*innen verändert. Des Weiteren ist festzuhalten, dass in dieser Arbeit einige Fährten unterentwickelt blieben, die sich im Material abzeichneten. Eine Spur, die ich nicht verfolgte, waren geschlechtstypische Unterschiede in der Bedeutung des Smartphones als Garant der Sicherheit. So verständigten sich weibliche Teilnehmerinnen immer wieder über die Bedeutung des Smartphones in bedrohlichen (oder als solche empfundenen) Situationen einen Notruf absetzen zu können, mit einer vertrauten Person in Kontakt zu treten oder diesen auch nur zu fingieren. In Erzählungen männlicher Teilnehmer traten vergleichbare Episoden nicht auf. Das Sicherheitsempfinden spielt auch maßgeblich in die Typik der Angewiesenheit hinein und weckt den Verdacht einer geschlechtsspezifischen Überlagerung. Eine weitere Fährte, die ich in dem Kapitel „das Smartphone als Medium der Verbundenheit“ vorbereitete, wurde im Material unter anderem in der Passage „Schreiben“ der Gruppe 3 Rechnung getragen. Wie den Lesenden nicht verborgen bleiben wird, wurde diese Fährte jedoch nachlässiger verfolgt als die der Irritation und Zerstreuung. So wäre für einen komparativen Vergleich unablässig gewesen, weitere Passagen derselben oder anderer Gruppen unter diesem Gesichtspunkt heranzuziehen und so die Interpretation abzurunden. In der Verbundenheit meine ich die konstitutive Verweisung der Smartphonepraxis auszumachen. Zerstreuung und Irritation bezeichnete ich dahingegen als Strukturelemente dieser Praxis. Deren Dialektik diene als epistemischer Schlüssel, die Medienpraxis der Analyse zugänglich zu machen, weshalb ich ihnen in der Auswahl der zu interpretierenden Passagen Vorrang einräumte.

Ausblick

Dieser Arbeit liegt nicht daran, eine überbordend technikkritische Haltung einzunehmen. Fragt man dennoch nach einem intrinsischen Anliegen, das sich in dieser Arbeit transportiert, so handelt es sich wohl um den Anspruch, eine gewisse Naivität im Umgang mit unseren Medien abzulegen – wenn auch immer nur vorläufig, da sich zeigte, dass die Medienvergessenheit deren umsichtigen Gebrauch erst möglich macht. In einer zunehmend technisierten Welt, entsteht der Eindruck, dass wir uns im Spiegel unserer Artefakte nur noch selbst begegnen. Heidegger hat dieser Auffassung entschieden widersprochen. Denn

benommen von der besorgten Welt, die uns Technik oder Medien³ zueignen, sind wir in ein Selbst- und Welt-Verhältnis gestellt, in dem wir Gefahr laufen, uns gänzlich zu verkennen (Heidegger, 2000, S. 31). Darin liegt, dass sich Medien nicht als neutrale Werkzeuge erweisen, sondern wir in ihrem Gebrauch selbst von ihnen ergriffen, von ihnen durchwaltet sind. Wie auch McLuhan in seinem Theorem „the medium is the message“ zum Ausdruck bringt, gilt es, uns aus der Obsession der Inhalte zu lösen, um unseren Blick dafür zu schärfen, dass unsere Seinsverfassung selbst von den Medien unseres Gebrauchs nicht unberührt bleibt (McLuhan, 1994). Unser „In-der-Welt-Sein“ kann daher nicht als ahistorische Konstante begriffen werden, sondern vollzieht sich in dynamischer Konstitution mit und an den Dingen unseres Gebrauchs (Slunecko, 2008). Das in dieser Arbeit entwickelte Projekt – diesen Vorgang am Gegenstand des Smartphones zu beleuchten – bleibt unabgeschlossen, nicht nur aufgrund eines erschöpften Autors, sondern auch zwangsläufig aufgrund dieses dynamischen Charakters. So komme ich in der Hoffnung zum Ende, dass andere dieses Projekt in der ein oder anderen Weise fortführen mögen.

³ Ich erlaube mir diese Begriffe hier bedeutungsgleich zu verwenden.

Referenzen

- Anders, G. (1992). *Die Antiquiertheit des Menschen: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution* (7. Aufl., Bd. 1). C. H. Beck.
- Angehrn, E. (1996). Die Unabschliessbarkeit des Cogito. *Studia philosophica* 55, S. 271–299.
<https://doi.org/10.5169/seals-882983>
- Apple. (2007, 9. Januar). Apple erfindet mit dem iPhone das Mobiltelefon neu. *apple.com*. Abgerufen am 29. Februar 2024, von <https://www.apple.com/de/newsroom/2007/01/09Apple-Reinvents-the-Phone-with-iPhone/>
- Benetka, G. & Slunecko, T. (2023). Psychologie – eine Wissenschaft des »gestörten Weltbezugs«? *Journal für Psychologie*, 31(1), 38–58. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-38>
- Bohnsack, R. (2021). *Rekonstruktive Sozialforschung* (10. Aufl.). Budrich.
<https://doi.org/10.36198/9783838587851>
- Bourdieu, P. (2012). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In U. Bauer, U. H. Bittlingmayer, A. Scherr (Hrsg.) *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (S. 229–242). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18944-4_15
- Costa, V. (2008). Die Erfahrung des Anderen. Phänomenologie, Behaviorismus und Spiegelneuronen. *Husserl Studies*, 24(3), 231–241. <https://doi.org/10.1007/s10743-008-9042-6>
- Csikszentmihályi, M. (2000). *Beyond Boredom and Anxiety: Experiencing Flow in Work and Play*. Jossey-Bass.
- De Souza E Silva, A. (2006). From cyber to hybrid. *Space and Culture*, 9(3), 261–278.
<https://doi.org/10.1177/1206331206289022>
- Fazio, N. (2022). Rethinking human-smartphone interaction with Deleuze, Guattari, and Polanyi. *Theory, Culture & Society*, 39(6), 105–120. <https://doi.org/10.1177/02632764221074182>

- Ferrarello, S. (2024). The intimacy of the virtual distance. In *The Routledge International Handbook of Psychoanalysis, Subjectivity, and Technology* (1st ed., pp. 167–176). Routledge.
<https://doi.org/10.4324/9781003195849-17>
- Generation (Gesellschaft). (2024). Abgerufen am 26. August 2024, von
[https://de.wikipedia.org/wiki/Generation_\(Gesellschaft\)#/media/Datei:Generation_timeline.svg](https://de.wikipedia.org/wiki/Generation_(Gesellschaft)#/media/Datei:Generation_timeline.svg)
- Hand, M. (2014). Persistent traces, potential memories. *Convergence*, 22(3), 269–286.
<https://doi.org/10.1177/1354856514546094>
- Heidegger, M. (2000). Die Frage nach der Technik. In *Vorträge und Aufsätze* (9. Aufl., S. 9–40). Günther Neske.
- Heidegger, M. (2006). *Sein und Zeit* (19. Aufl.). Max Niemeyer.
- Husserl, E. (1985). *Erfahrung und Urteil: Untersuchung zur Genealogie der Logik* (L. Landgrebe, Hrsg.; 6. Aufl., Bd. 280). Felix Meiner.
- Husserl, E. (1959). *Husserliana: Gesammelte Werke. 8: Erste Philosophie (1923/24), Teil 2, Theorie der phänomenologischen Reduktion*. (1. Aufl.). Springer.
- Husserl, E. (1973). *Husserliana: Gesammelte Werke. 13: Zur Phänomenologie der Intersubjektivität: Texte aus dem Nachlaß*. (1. Aufl.). Springer.
- Husserl, E. (2002). *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie : Allgemeine Einführung in die reine Phänomonologie* (6. Aufl.). Max Niemeyer.
- Ito, M., Matsuda, M., & Okabe, D. (2005). Technosocial Situations. In M. Ito (Hrsg.), *Personal, Portable, Pedestrian* (257-273). MIT Press.
- Kaerlein, T. (2018). *Smartphones als digitale Nahkörpertechnologien: Zur Kybernetisierung des Alltags*. transcript Verlag.
- Löffler, P. (2017). Narzissmus als Narkose? McLuhan und das Zeitalter der Elektrizität. In T.A. Heilmann, J. Schröte (Hrsg.), *Medien verstehen. Marshall McLuhans Understanding Media* (S. 87–113). Meson Press. <https://doi.org/10.25969/mediarep/845>

- Luckner, A. (1997). *Martin Heidegger „Sein und Zeit“* (2. Aufl.). Ferdinand Schöningh.
- Luckner, A. (2015). *Heidegger und das Denken der Technik*. transcript Verlag.
<https://doi.org/10.14361/9783839408407>
- McLuhan, M. (1994). *Understanding media: The extensions of man* (3. Aufl.). MIT press.
- Merleau-Ponty, M. (1974). *Phänomenologie der Wahrnehmung* (6. Aufl., Bd. 7). de Gruyter.
- Mowlabocus, S. (2016). The 'mastery' of the swipe: Smartphones, transitional objects and interstitial time. *First Monday*, 21(10), 1-28. <https://doi.org/10.5210/fm.v21i10.6950>
- Poljanšek, T. (2022). Nie ganz bei den Sachen. Zur Phänomenologie der Immersion. In O. Ruf, L. C. Grabbe (Hrsg.), *Medien- und Gestaltungsästhetik* (S. 183–202). Transcript Verlag.
<https://doi.org/10.14361/9783839456361-010>
- Przyborski, A. & Riegler, J. (2020). Gruppendiskussion und Fokusgruppe. In G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 436–448). Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_31
- Przyborski, A. & Slunecko, T. (2020). Dokumentarische Methode. In G. Mey, K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitativer Forschung in der Psychologie*. Verlag für Sozialwissenschaften.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_45
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2014). 3. Im Feld: Zugang, Beobachtung, Erhebung. In dies. (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung* (S. 39–176). Gruyter eBooks.
<https://doi.org/10.1524/9783486719550.39>
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2021). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch* (5. Aufl.). Walter de Gruyter GmbH.
- Sartre, J. (2019). *Das Sein und das Nichts: Versuch einer phänomenologischen Ontologie* (T. König, Hrsg.; H. Schöneberg & T. König, Übers.; 21. Auflage, Bd. 3). Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Schachtner, C. (2010). Kommunikation und Subjektivierung Verbundenheit als anthropologische Größe und die Absage an das „starke Subjekt“. In M. Pietraß & R. Funiok (Hrsg.), *Mensch und Medien*. Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92244-7>

- Schäffer, B. (2001). „Kontagion“ mit dem Technischen. Zur generationsspezifischen Einbindung in die Welt medientechnischer Dinge. In R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann, A. M. Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis* (S. 43–64). Springer VS.
https://doi.org/10.1007/978-3-322-92213-7_3
- Slunecko, T. (2008). *Von der Konstruktion zur dynamischen Konstitution: Beobachtungen auf der eigenen Spur* (2. Aufl.). facultas.
- Slunecko, T. (2017). Beobachtungen auf der eigenen Spur. Bemerkungen zu einem für die Wiener kulturpsychologische Schule charakteristischen Motiv. In T. Slunecko, M. Wieser, A. Przyborski (Hrsg.), *Kulturpsychologie in Wien* (S. 27–54). facultas.
- Sutter, M. D. (2023). *Die Leichtigkeit des Steins - eine Rekonstruktion kollektiven Handelns mit Smartphones und Tastenhandys* [Masterarbeit, Universität Wien].
<https://doi.org/10.25365/thesis.73374>
- Ulveland, R. D. (2004). Mobile Communication: The Call of Mobility. *Glimpse*, 5, 39–44.
<https://doi.org/10.5840/glimpse2004522>
- Wheeler, M. (2018). The reappearing tool: Transparency, smart technology, and the extended mind. *AI & SOCIETY*, 34(4), 857–866. <https://doi.org/10.1007/s00146-018-0824-x>
- Winnicott, W. D. (1969). Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. Eine Studie über den ersten, nicht zum Selbst gehörenden Besitz. *Psyche*, 23(9), 666–682.
- Woodman, W. & Cederberg, P. (Regisseure). (2013). *Noah* [Video]. filmsforaction.org. Abgerufen am 26. Juli 2024, von <https://www.filmsforaction.org/watch/noah/>

Anhang

Talk in Qualitative Social Research (TiQ) Transkriptionssystem: Zeichenerläuterung
(entnommen aus Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2021, S.219-220)

[	Das „Häkchen“ markiert den Beginn einer Überlappung bzw. den direkten Anschluss beim Sprecherwechsel.
(.)	Kurzes Absetzen, Zeiteinheiten bis knapp unter einer Sekunde
(3)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert.
<u>nein</u>	Betonung
Nein	Laut in Relation zur üblichen Lautstärke der Sprecherin/des Sprechers
°nee°	Sehr leise in Relation zur üblichen Lautstärke der Sprecherin/des Sprechers
.	Stark sinkende Intonation
;	Schwach sinkende Intonation
?	Deutliche Frageintonation
,	Schwach steigende Intonation
brau-	Abbruch eines Wortes. So wird deutlich, dass man hier nicht einfach etwas vergessen hat.
oh=nee	Zwei oder mehr Worte, die wie eines gesprochen werden (Wortverschleifung)
nei:n	Dehnung von Lauten. Die Häufigkeit der Doppelpunkte entspricht der Länge der Dehnung.
(doch)	Unsicherheit bei der Transkription und schwer verständliche Äußerungen
()	Unverständliche Äußerungen. Die Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der unverständlichen Äußerungen.
((hustet))	Kommentar bzw. Anmerkungen zu parasprachlichen, nichtverbalen oder gesprächsexternen Ereignissen. Soweit das möglich ist, entspricht die Länge der Klammer etwa der Dauer des lautlichen Phänomens.

@nein@	Lachend gesprochene Äußerungen
@(.)@	Kurzes Auflachen
@(3)@	Längeres Lachen mit Anzahl der Sekunden in Klammern